

# Der arme Heinrich

oder

Die Pilgerhütte am Weißenstein.



Eine Erzählung

für

Christkinder.

---

Zweite verbesserte Auflage.

---

Stuttgart,  
bey Joh. Friedr. Steinkopf.  
1 8 3 3.

## Liebe Kinder!

Ich will euch eine Geschichte erzählen, und da sollet ihr aufmerksam zuhören. Ihr sollet aber auch etwas davon behalten, und etwas davon befolgen.

Wenn euch diese Geschichte wohl gefällt, dann erzähle ich bald wieder eine andere, die auch schön ist, und noch eine, und so fort. Ist's euch recht?

---

---

## Erstes Kapitel.

---

Der arme Heinrich hat seine Geschichte selbst also erzählt:

Wo man von der Sennhütte auf dem Weissenstein nach der Hasenmatte geht, zieht sich rechts ein waldiger Berg-Abhang abwärts und schroff in ein tiefes Thal hinunter, aus dem einige freundliche Dörfer herausblicken. Dort zwischen zwey großen Felsen stand eine kleine armselige Hütte, von Baumzweigen gebaut, mit Moos verstopft, und mit ein paar Steinen gedeckt. Inwendig war nichts als ein Lager von Waldgras. Dort habe ich meine Kinderjahre zugebracht. Es ist mein längstes Denken. Ich wüßte gar nicht, wie ich dorthin gekommen bin, wenn mir's meine

selige Mutter nicht gesagt hätte. Sie ist durch einen blutigen Krieg aus der Heimath vertrieben worden. Mein Vater, der ein wohlhabender Kaufmann gewesen, wurde von den Feinden durch's Herz geschossen; unser Haus wurde geplündert und angezündet. Da hat sich meine Mutter geflüchtet, und mich, ihr einziges Kind, mit sich genommen. Wie alt ich damals gewesen, weiß ich nicht. Endlich hat sie an diesem stillen Ort auf dem Weissenstein bey Solothurn sich eine Hütte gebaut, und dort haben wir lange gewohnt. Sie weinte oft, wenn sie von den ~~gebirglichen~~ Burgundischen Gebirge hineln sah; ich glaube, daß wir dort unsere Heimath gehabt haben. Von Zeit zu Zeit gieng meine Mutter hinunter nach Solothurn, dann brachte sie Brod mit, und Milch bekam sie von der Sennerin. Dieß war unsere einzige Nahrung. Im Winter wohnten wir bey einem Bauern im Thal, der uns in seine warme

Stube aufnahm. Da lernte ich auch lesen; aber im ganzen Ort war keine Bibel und kein Testament anzutreffen. Man nannte mich nur den armen Heinrich, und die Leute wunderten sich sehr, daß ich so bald lesen gelernt hatte. Meine Mutter war gottesfürchtig, sie betete alle Tage auf den Knien, und erzählte mir viel von frommen Kindern, von Isaak, Joseph, Samuel, David, und besonders von Jesus, wie Er so gehorsam gewesen seinen Eltern und seinem himmlischen Vater. Ich bekam Lust, auch so zu werden; meine Mutter sagte mir: ich sollte nur fleißig und ernstlich beten, dann werde ich schon Kraft dazu bekommen. Sie sagte: der himmlische Vater sey mein rechter Vater, an den müsse ich mich wenden, wenn ich etwas nöthig habe. In der Bibel stehe es, daß Er der Vater der Waisen seyn wolle. Von der Bibel erzählte mir meine Mutter viel, ob wir gleich keine hatten. Sie hatte ein

französisches Gebetbuch mitgebracht, aus dem lernte ich französisch lesen. Deutsch lesen lernte ich im Dorfe aus einem deutschen Gesangbuch. Ich wußte nicht, daß es in der Welt noch mehr Bücher gibt als die Bibel, das Gesangbuch und das Gebetbuch. Als ich ungefähr zwölf Jahre alt war, wurde meine Mutter krank. Es war ein heißer Sommer. Wir wohnten in unserer Hütte auf dem Berge. Ich weinte sehr, weil meine Mutter sagte: sie werde bald sterben. „Was soll ich denn machen, wenn du stirbst?“ —  
„Sie sagt ja nicht, daß du stirbst, sondern bin nicht mehr lange da, ich fühle, daß mein Leben zu Ende ist. Ich gehe jetzt heim in den Himmel zu deinem Vater, und zu meinem Heiland. Ich weiß, daß Er mich selig machen wird. Ich werde Ihn sehen, den meine Seele liebet, der mir durchgeholfen hat durch dieses Jammertal. Ich weiß auch, daß der Vater im Himmel für

„dich sorgen wird. Ich habe oft darum zu Ihm gebetet. Halte dich nur immer an Ihn, du wirst es sehen, daß Er's wohlmacht. Vergiß das Gebet nicht. Suche christliche Menschen auf, und lerne arbeiten, damit du dein eigenes Brod essen kannst. Das Einzige, was ich dir hinterlasse, ist hier in diesem Papier eingewickelt. Spare es auf die Zeit der Noth. Lebe wohl, liebes Kind! Betrübe dich nicht über meinen Tod. Ich gehe zum Heiland, und bekomme es gut.“  
Sie reichte mir die kalte Hand. Ich weinte laut. Sie wurde immer schwächer. Nach zwey Stunden war sie gestorben.

---

## Z w e i t e s K a p i t e l.

---

Ich war hinuntergelaufen in's Dorf, und hatte den Leuten gesagt, meine Mutter sey todt. Ich hatte auf dem ganzen Wege

land geweint und geklammert. Ein paar Männer kamen herauf, und holten meine Mutter, und begruben sie auf dem Kirchhof, und setzten ein Kreuz auf ihr Grab. Ich habe keinen Blumenkranz darauf gesetzt, meine Betrübniß war zu groß, ich konnte nur weinen. Gleich nach dem Begräbniß nahm ich mit Dank und Thränen Abschied von dem guten Mann, der uns im Winter beherbergt hatte, und zog traurig meine Straße. Aber wohin nun?



Wo ist für den armen Knaben aus der Fremde eine Heimath? Wer wird ihn mit seinen zerrissenen Kleidern aufnehmen, oder ihm etwas darreichen wollen, da jetzt

so viele Bettler über die Straßen ziehen? Wo wird ein Vaterherz oder ein Mutterherz für den verlassenen Waisen schlagen? — Indem ich so fragte, fiel mir ein: dort oben ist ja ein Vaterherz. Was hat die selige Mutter dir gesagt? So fiel ich am Wege auf die Kniee, und fieng an zu dem Vater droben zu beten: „Sieh „lieber Vater im Himmel! da ist ein armer Waise, dem du Vater und Mutter „genommen hast, der weiß jetzt nicht mehr „wo aus noch ein. Willst du mir nicht „zeigen, wo ich hin soll, daß ich ein Haus „finde, wo gute Leute wohnen? O sey „so gut, lieber Vater! zeige mir einen „Weg!“ — Wie ich so eine Zeit lang gebetet hatte, und wieder aufstand, fällt mir auf einmal ein, daß mir meine liebe Mutter ein Papier gegeben und gesagt, ich solle es wohl aufheben. Jetzt wollte ich doch auch sehen, was in dem Papier sey. Ich gieng auf die Seite hinter einem

milden Rosenbusch, und setzte mich auf's Gras. Als ich das Papier aufmachte, fand ich ein Goldstück darin. Das Papier, in dem es eingewickelt war, war ein Stückchen von einem alten gedruckten französischen Buch. Auf der einen Seite stand:

15. Herr! höre mein Gebet, und neige Dein Ohr zu meinem Geschrey, und verbirg Dich nicht vor meinen Thränen; denn ich bin ein Pilger bey Dir, und ein Fremdling wie alle meine Väter.
14. Laß ab von mir, daß ich wieder Kraft gewinne, ehe ich dahin fahre, und nicht mehr sey.

**Psalm 40.**

David lobt Gott für die Hülfe, die Er ihm geschickt hat, und schließt daraus

(hier war es abgerissen)

Auf der andern stand:

3. Sende Dein Licht und Deine Wahrheit, daß sie mich leiten, und führen auf Deinen heiligen Berg, und in Deine Wohnungen.

4. Alsdann werde ich kommen zu dem Altar Gottes, zu dem Gott meiner Freude und Wonne, und werde Dich loben auf der Harfe, o Gott, der Du mein Gott bist.

5. Meine Seele! warum bist du so muthe los, und warum betrübst du dich in mir? Hoffe auf Gott, denn ich werde Ihn noch loben, als der die Hülfe meines Angesichts und mein Gott ist.

Weil ich nicht gewußt habe, daß es auch noch andere Bücher gebe als Bibel, Gesangbuch und Gebetbuch, so dachte ich gleich, das müsse ein Stück von einer Bibel seyn; und hatte deswegen große Freude daran, so daß ich das Goldstück ganz darüber vergaß. Und wie tröstlich war mir erst der Inhalt dieser Verse! Ich merkte gleich, daß David diese Worte gebetet habe, und dachte, damals müsse es ihm gerade so gegangen und zu Muthe gewesen seyn wie mir jetzt. Weil nun dabey stand: „David lobt Gott für die Hülfe, die Er ihm

gehört hat" — so meinte ich, das gehöre alles zusammen, und dachte: nun, wenn Gott dem David sein Gebet erhört hat, so wird Er ja das deine auch erhören, du hast ja gerade so gebetet wie der David. Ich wurde also ganz froh an dem Blättchen, und hob es recht sorgfältig auf. „Ich bin ein Pilger bey Dir und ein Fremdling!“ — So hatte David gesagt. Und was bin denn ich? Nicht auch ein Fremdling? So will ich denn gern auch ein Pilger seyn, bis es dem Vater im Himmel gefällt, mir eine Heimath und Ruhestätte anzuweisen. Das waren meine Gedanken. Ich gieng auf der Straße fort, ohne zu wissen, wohin sie mich bringen werde. Die Nacht durch blieb ich in einer Bauernhütte. Am andern Tag kam ich an ein großes Wasser. Es war der Bieler-See. Abends erreichte ich die Stadt Neuschatel, die an einem noch größeren See liegt. Ich glaubte, das sey

schon das Meer, und war ganz erstaunt, als man mir sagte, das Meer sey noch viel größer. Auch in Neuschatel fand ich fremdliche Leute, die mich über Nacht behielten. Der folgende Tag war ein Sonntag. Weil ich mich aber schämte, in meinen zerrissenen Kleidern in die Kirche zu gehen, so gieng ich Morgens früh wieder aus der Stadt, und stieg einen großen Berg hinauf. Die Sonne war prächtig aufgegangen, und in der Ferne sah ich eine große Reihe von Schneebergen. Ey wie Vieles und Schönes konnte ich da auf einmal übersehen! Ich warf mich auf die Kniee, und betete zu meinem lieben Gott im Himmel: „O Du lieber, reicher Vater im Himmel, wie hast Du so eine große schöne Welt! Ist nicht auch ein Plätzchen für mich darin? Muß ich immer noch ein Fremdling und ein Pilger seyn?“ Ich gieng weiter, immer der Straße nach, und kam auf den Abend in ein schönes Dorf, sie nannten es St. Jma-



Ich lief gerade in das Haus hinein, das vor mir stand. Es war ein Wirthshaus.



Viele Gäste von benachbarten Orten waren da, und machten sich lustig. Sie fragten mich, als ich in die Küche trat: „wer bist du?“ Ich sagte: „der arme Heinrich.“ Denn von meinem Familiennamen wußte ich nichts. Sie lachten, und fragten weiter: „woher kommst du?“ Ich antwortete: „von meiner Mutter Grab.“ Nun lachten sie nicht mehr, und fragten weiter: „wer ist denn dein Vater?“ Ich erwiderte: „Gott im Himmel

ist mein Vater.“ Jetzt wurden die Gäste aufmerksam, ich mußte ihnen Alles erzählen; sie gaben mir zu essen und zu trinken, und schenkten mir auch einiges Silbergeld. Nach einer sanften Nachtruhe gieng ich den andern Morgen von St. Imer weg. Der Wirth fragte mich bey'm Abschied noch: „Wo willst du denn jetzt hin?“ „In meine Heimath,“ gab ich zur Antwort. „Wo ist denn deine Heimath?“ — „Im Himmel!“ sagte ich. „Du wunderlicher Knabe!“ rief er mir noch nach. Ich aber dachte: was ist denn da Wunderliches daran, daß ich in meine Heimath will, oder daß meine Heimath im Himmel ist? Bin ich denn nicht ein Pilger und ein Fremdling auf Erden? Ja wohl ein Pilger; dieß mußte ich jetzt recht erfahren. Wie ich vor St. Imer die hohe Steige hinaufgieng, wurde ich bald an den scharfen Steinen gewahr, daß meine Schuhe zerrissen waren. Nur



auch, wie viel sie werth seyen. Diese Herren aber sagten ganz freundlich zu mir: „du guter armer Junge! du hast dich umsonst gefreut, für diese Steine wird dir Niemand etwas geben, die sind alle zusammen keinen Bagen werth, es ist nur Bonerz, und dessen gibt es in der hiesigen Gegend genug“ (aus dem Bonerz wird Eisen geschmelzt). Nun war meine Freude wieder aus. Ich leerte meine Säcke, warf die Steine auf den Boden, und gieng traurig auf der Straße fort. Jetzt kannst du keine Bibel kaufen, und keine Kleider und kein Haus, du armer Heinrich! Wie ich so dachte, fiel mir ein: so? so bald hast du vergessen, was auf dem kleinen Blättchen steht: „Ich bin ein Fremdling und ein Pilger!“ Braucht denn ein Fremdling oder ein Pilger ein Haus und schöne Kleider? Nein, ich will zufrieden seyn! Freilich eine Bibel, die möcht' ich gar zu gern haben. Denn wenn Alles, was

darin steht, so schön und tröstlich ist, wie das kleine Stückchen, das ich habe, so wollt' ich gern hundert Goldstücke darum geben, wenn ich so viel hätte. — Nun, ich gab die Hoffnung nicht auf! Wenn ich unterwegs nach einer Bibel fragte, so wies man mich immer nach Basel, dort würde ich gewiß eine bekommen. Nun gieng ich aber auf der geraden Straße nach dieser Stadt, und war ganz erstaunt, wie ich auf diesen Weg gekommen sey, da er mir doch ganz unbekannt gewesen, und da ich immer nur ohne Wahl der nächsten besten Straße als Fremdling und Pilger gefolgt war. Aber ich war ein Fremdling bey Dir, o Gott! Dein Pilger! deswegen hast Du mich auch so gnädig geführt. Am zweiten Tage, nachdem ich von Moutier ausgegangen war, kam ich noch bey guter Zeit in die Stadt Basel. Aber wie wunderte ich mich! So groß hatte ich noch keine Stadt gesehen. Wäre

ich nur schon d'rin! Aber da stehen Wachen vor dem Thor, die lassen Niemand hinein, der keinen Paß hat. Und ich bin ein Pilger und ein Fremdling! Doch kam ich glücklich hinein, weil man mich vielleicht für ein Baseler Kind ansah. So gieng ich durch die Stadt, sah mir die großen schönen Häuser an mit den großen schönen Kaufläden, und dachte: da wohnen keine Pilger und Fremdlinge d'rin! Ich kam auf den Markt, und fragte nach einer Bibel. Ein Mann wies mich an das Rheinthor, dort könnt' ich eine wohlfeil bekommen, und endlich einmal dieses liebe Buch zu sehen, gehe mit schnellen Schritten immer gerade fort durch ein paar enge Straßen, bis ich an's Rheinthor komme, und nun nicht mehr weiß, soll ich mich mehr über das große fließende Wasser verwundern, wie ich noch keines gesehen, oder über die große Brücke, die mir vollends etwas ganz Neues war.

Doch blieb ich nicht lange auf der Brücke stehen, meine Bibel war mir wichtiger, ich fragte nach dem Mann, der mit alten Büchern handle, und man zeigte mir sein Haus. Wie ich in die Stube hineintrete, und da die Menge von Büchern sehe, ach wie erstaunte ich! „Ey wie viel Bibeln!“ rief ich aus, weil ich nicht wußte, daß es auch noch andere Bücher gäbe. Der Mann belehrte mich aber gleich, daß das nicht lauter Bibeln seyen, sondern tausenderley andere Bücher. Nun wunderte ich mich noch mehr. „Ich wollte gern eine Bibel haben.“ — „Eine französische oder eine deutsche?“ fragte er, denn er mochte an meiner Sprache wohl errathen, daß ich französischer Abkunft sey. Die Wahl that mir weh. Ich mußte mich eine Zeitlang besinnen. Das hatte ich nicht gewußt, daß es auch deutsche Bibeln gibt, jetzt hätte ich gern beide gehabt. Ich legte meine Gedanken dem glücklichen Manne vor, der so viele Bü-

her hatte. Er sagte: „nun da kann ich helfen. Ich habe eine Bibel, da ist auf der einen Seite das Französische, auf der andern das Deutsche.“ Ey wie froh war ich, als ich diese Bibel in die Hände bekam! Sie war schön gebunden, hatte eine Ueberdecke und Goldschnitt. „Aber wie ist's nun mit dem Bezahlen? Kleiner!“ fragte der Mann. „Du siehst mir nicht darnach aus, als wenn du eine solche Bibel bezahlen könntest.“ Ich langte mein Goldstück hervor, legte es hin, und sagte: „ist das nicht genug?“ Der Mann besah es ganz erstaunt; ~~ich war sehr glücklich an~~ und sagte: „das ist freilich genug, aber wie — — „Nun wenn's nur genug ist“ — rief ich — „tausend Dank für die Bibel!“ Und schneller als ein Dieb eilte ich zur Stube hinaus, die Treppe hinunter, und über die Rheinbrücke, wo ich mich bald unter der Menge verlor. Der Mann rief  
mir

mir zwar nach; aber ich fürchtete immer, er werde mir meine Bibel wieder nehmen, und war daher froh wie ein König, als ich mich in Sicherheit befand, und das Buch in meiner Hand sah, nach dem ich so lange schon vergeblich gesucht hatte. In Klein-Basel fand ich gute Leute, die mich aufnahmen, und mir Nachtherberge versprachen. Da sie mich aber bald liebgewannen und keine Kinder hatten, so machten sie mir den Vorschlag: ich sollte bei ihnen bleiben. Ich sagte: „Nein! ich bin ein Pilger und ein Fremdling, wie alle meine Väter.“ Endlich ließ ich mich doch überreden, und so hatte mein Pilgerleben für dieß Mal ein Ende.

### Drittes Kapitel.

Meine erste Beschäftigung war, in meiner Bibel zu lesen. O wie viel Freude hatte ich da, wenn ich die Geschichten, die mir meine selige Mutter erzählte, hier wieder fand! Ich wußte vor Freuden gar nicht, wo ich zuerst anfangen sollte, bey'm Joseph, oder Abraham, oder Salomo, oder bey Jesus. Bald las ich im Alten, bald im Neuen Testament. Ihr werdet sagen: hat denn der Herr nicht geboten, daß wir nicht den ganzen Tag so über seine Bibel hinsitzen dürfen? Ja, ihr Lieben! so hatt' ich's auch nicht gemeint, aber Gott hat es so haben wollen, daß ich den ganzen Tag nichts solle thun können, als in meiner Bibel lesen. Er hat mich nämlich krank werden lassen, und zwar so, daß ich den ganzen Tag im Bett liegen mußte. In mei-

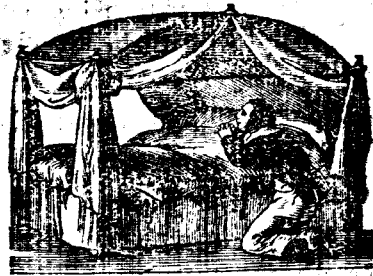
nem linken Fuß hatte sich ein Geschwür zusammengezogen, das wurde nach und nach so groß wie eine Faust. Da hab' ich viele Schmerzen ausgestanden. In den ersten Wochen konnte ich über dem Bibellesen die Schmerzen vergessen; aber dann wurden sie so groß, daß ich Tag und Nacht keine Ruhe mehr hatte, und nichts mehr thun konnte als seufzen und ächzen. Die guten Leute, bey denen ich war, erleichterten mir durch sorgfältige Pflege, so viel sie konnten; aber der brennende Schmerz nahm von Tag zu Tag zu, und ich starb beinahe vor Ungeduld, bis ich nur ein wenig Geduld gelernt hatte. In dieser Noth fiel mir ein, wie mich mein lieber Vater im Himmel schon einmal aus einer großen Angst befreit habe, da ich nach dem Tode meiner lieben Mutter nicht wußte wohin, und dann so getröstet wurde durch das Sprächlein: „ich bin ein Pilger bey Dir und ein Fremdling, wie alle

meine Väter.“ Schnell griff ich nach meinem kleinen Blättchen, und dachte: vielleicht steht noch ein Trost für mich darauf. Jetzt bin ich ja kein Pilger mehr, zwar noch ein Fremdling; aber für diese Zeit hab' ich doch auch eine Heilmath gefunden. Gott sey Lob und Dank dafür!

„Laß ab von mir, daß ich wieder Kraft gewinne, ehe ich dahinfahre und nicht mehr sey!“

So stand weiter an meinem Blättchen. Nun sagte ich zu mir selber: was willst du denn mehr? Das war ja ganz auf deinen jetzigen Zustand. Also beten sollst du, nicht klagen und murren. Mein Blättchen wurde mir jetzt noch um Vieles lieber. Ich fieng an zu beten, ich wiederholte oft die Worte: „Laß ab von mir!“ und glaubte gewiß, Gott werde mich erhören. Und siehe da, was geschah? Den andern Tag brach das Geschwür auf, und die

Schmerzen waren fast ganz verby. O wie wurde ich da so dankbar gegen Gott, wie



froh war ich, daß ich jetzt wieder in meiner Bibel lesen, und mich an den schönen Geschichten erquicken konnte, die ich darin fand! Am liebsten waren mir die Evangelien und die Apostelgeschichte. Als ich an die Stelle Johannis 14, 14. kam, so war es mir etwas ganz Neues, daß man auch zum Heiland beten dürfe; denn das hatte ich vorher nicht gewußt. Ich dachte: Ey! das ist mir lieb, daß man den Heiland auch anrufen darf; denn der wird's doch am besten wissen, wie es einem Fremd-

Kind und Pilger zu Witten ist, wie ich  
 selber bin. Er ist ja auch einer gewesen auf  
 der Erde. Er sagt ja selbst: „des Men-  
 schen Sohn hat nicht, wo Er Sein  
 Haupt hinlege.“ Er hat auch kein  
 eigenes Haus und kein eigenes Bett ge-  
 habt, und hat drey Jahre lang zur Miethe  
 wohnen müssen. Die Vögel und die Fische  
 sind reicher gewesen als Er. Und so geht  
 mir's gerade auch. — Wie mich das freu-  
 tet! Meine Bibel wurde mir von Tag zu  
 Tag lieber. Eines Tages blättrerte ich darin,  
 und denke, was das Buch ist, doch nicht neu,  
 es muß schon einem Andern gehört haben.  
 Ich sehe nach, und finde auf dem weißen  
 Blatt vor dem Titelblatt einen Namen:  
 M. H. .... Pf. in W. .... Hierauf  
 nehme ich auch die Ueberdecke von dem  
 Buche weg, und siehe da fällt ein schwe-  
 res Papiertchen heraus. Wie ich es auf-  
 mache, sind zwey Goldstücke darin. Das  
 Papiertchen war weiß, und stand nicht

auf geschrieben. Man denke sich meine  
 Verwunderung. Ich rief meinen Pflege-  
 Eltern, zeigte ihnen die Goldstücke, und  
 erzählte ihnen, wie ich dazu gekommen sey.  
 „Nun,“ — sagte mein Pflegevater — „jegt  
 bist du ja auf einmal reich geworden.“ —  
 „Nein,“ — antwortete ich — „dieses  
 Geld gehört dem Mann, von dem ich die  
 Bibel gekauft habe; sobald ich wieder  
 gesund bin, muß ich es ihm bringen.“ —  
 „Das ist recht,“ — sagte mein Pfleg-  
 vater — „thue das.“ — Es stand nicht  
 lange mehr an, so konnte ich wieder aus-  
 gehen. Nun gieng ich gleich über die  
 Rheinbrücke zu dem Bücherhändler, gab  
 ihm die Goldstücke, und erzählte ihm die  
 ganze Sache. Der Mann war ganz er-  
 staunt. So was sey ihm noch nicht vor-  
 gekommen. Er wisse gar nicht, wie das  
 Geld in das Buch hineingekommen sey.  
 Doch nahm er es an, und sagte, er wolle  
 sich Mühe geben, den Eigenthümer auf-



zusuchen, um ihm die Goldstücke wieder zuzustellen. Mir aber gab er meine Goldmünze wieder zurück, die ich von meiner seligen Mutter erhalten, und um die Bibel hingegeben hatte. Es war mir doch lieb, daß ich sie wieder hatte, weil mir meine liebe Mutter befohlen hatte, sie auf die Zeit der Noth aufzuheben. Jetzt erst betrachtete ich sie genauer. Auf der einen Seite kniete ein alter Mann, und betete. Oben darüber stand: Nicolaus von Flue. Auf der andern Seite stand: Ducatus Reipubl. Sabvltinae: 1443. Was das heißen sollte, verstand ich nicht. Aber das verstand ich wohl, was ich von diesem Manne lernen sollte, nämlich ich sollte auch beten in allen Anliegen. Mein Pflegevater erzählte mir dann, daß dieser Nikolaus von der Flue ein sehr frommer Mann im Canton Unterwalden in der Schweiz gewesen sey, der vor mehr als 400 Jahren gelebt, und sich viele Jahre

in der Einsamkeit aufgehalten, und seine meiste Zeit im Gebet zugebracht habe. Nun hob ich meine Goldmünze sorgfältig auf, und nahm mir vor, sie nur im größten Nothfall wieder herzugeben.

### Viertes Kapitel.

Ich hätte es jetzt gut haben können. Man schickte mich in die Schule. Das Schreiben begriff ich bald, und lesen konnt' ich so gut als einer. Am Essen und an Kleidern fehlte es mir nicht; nur das drückte mich, daß mein Pflegevater mich sehr streng behandelte. Er hatte eine gute Absicht; aber ich war eben an die sanfte Behandlung meiner gütigen Mutter und an das freie, ungebundene Umherlaufen gewöhnt, und es wollte mir gar nicht gefallen, daß ich außer der Schulzeit beständig zu Hause

und Garn spulen sollte: denn mein  
 Vater war ein Zeugweber. Wenn  
 ich mir's aber einmal einfallen ließ, ohne  
 Erlaubniß wegzulaufen, um mich mit den  
 Gassenjungen lustig zu machen; so trug  
 mir das immer eine Strafe ein. So ent-  
 leidete mir denn nach und nach der Auf-  
 enthalt in Basel, und ich dachte schon dar-  
 an, einen andern Ort aufzusuchen, wo  
 ich's besser haben könnte. In dieser Zeit  
 meiner Unzufriedenheit und meines Unge-  
 horsams war ich übrigens vom Deten gott  
 abgenommen, und nach einem Brief, der  
 mich hinführte, nach Basel zu gehen. Man-  
 mal erschau ich, wenn ich daran dachte,  
 wie gern ich vormals gebetet hatte, und  
 wie wenig Lust und Muth ich jetzt zum  
 Gebet hatte, weil mir mein Gewissen sag-  
 te, ich habe meinen lieben Vater im Him-  
 mel beleidigt. Aber solche Gedanken waren  
 bald wieder aus dem Sinn geschlagen.  
 So wurde ich denn immer leichtsinniger,

und meinen Pflege-Eltern immer mehr zur  
 Last. Was geschah? — An einem Sonn-  
 tag Nachmittag gieng ich mit meinen Pfl-  
 ge-Eltern spazieren. Ich vergesse den Gang  
 in meinem Leben nicht, es war mein letz-  
 ter Gang mit ihnen. Sie redeten kräft-  
 haft mit mir wegen meiner Ausgelassenheit,  
 und ließen auch einige Drohungen fallen,  
 die mich in eine sehr unzufriedene Stim-  
 mung versetzten. Unser Weg gieng über  
 die Rheinbrücke nach Basel, und durch  
 die Stadt hindurch, an St. Margarethen  
 vorbei nach Bemmigen, welches ein kleines  
 Dorflein ist in der Nähe von Basel. Dort  
 gieng's rechts über einen Steg auf einen  
 schönen mit Bäumen besetzten Platz, der  
 zu einem Wirthshause gehörte, das im  
 Hintergrund stand. Es waren viele Gä-  
 ste da, und saßen um die Tische, die im  
 Freien standen, und tranken Wein oder  
 Bier. Meine Pflege-Eltern saßen sich  
 auch an einen Tisch, der mich hielt.

und ich setzte mich neben hin. Wir waren etwa eine halbe Stunde da gewesen, da trat ein Mann aus dem Hause, der hatte ein wunderliches Instrument mit Saiten unter dem Arm, desgleichen ich noch nie gesehen hatte. Er sah aus wie ein Sechzigjähriger, hatte ein langes weißes Haar, feurige, tiefstehende Augen, und ein sehr ernsthaftes, trauriges Gesicht. Sein Rock war abgetragen, doch nicht zerrissen, man wußte nicht recht, hatte er einmal blau oder grün gesehen, seine Weste war einmal mit Gold gestickt gewesen, wovon da und dort noch einzelne zerrissene Franzen herabhiengen; seine Hosen waren schwarz und weit, und giengen bis auf die Schuhe herab. Auf dem Kopf trug er einen rundum abgeschlagenen Hut, ungefähr wie ein Tyrolerhut, und eine rothe Kornblume steckte darauf, die aber schon sehr welk war. Ohne sich umzusehen, setzte er sich auf eine Bank vor dem Hause, und fieng an, auf

seinem Instrument einige Töne anzugeben. Auf meine Frage sagte man mir, es sey eine Harfe. Aber wie ward mir, als ich die ersten Töne der Harfe hörte! Es kam mir vor, wie wenn ich selbst eine Harfe voller Saiten wäre, die alle nach und nach angeschlagen und in Bewegung gesetzt würden, so gewaltig ergriffen mich diese Töne. Ich konnte es nicht mehr am Tische aushalten, ich eilte zu dem alten Manne hin, und setzte mich zu seinen Füßen nieder. Und als er nun erst anfing zu singen, und die leisen Töne der Harfe mit seiner klagenden und wehmüthigen Stimme zu begleiten, da fiengen alle Gäste an zu horchen, und es wurde ganz still; denn eine Harfe hatten sie wohl schon öfters gehört; aber ein solcher Gesang mochte ihnen wohl etwas Neues seyn. Er spielte und sang:

Und wo die Felsen schimmern auf, an die  
Hinein in's weite Meer,  
Und Rebenhügel bauen  
Um gold'ne Saaten her;  
Wo neben der Citrone  
Die Mandel röhlich blüht,  
Der Heimath zu die Rhone  
Mit stolzen Bogen zieht:

Dort barg einst meine Hütte,  
Von Immergrün umlaubt,  
In dunkler Bäume Mitte  
Ihr schattenreiches Haupt:  
Der frische Südwind wehte  
Dem Mittag Kühlung zu,  
Es wurde im Herbst  
Des Abends Lichte zu.

Troh wuchsen in der Stille  
Die Kindlein mir heran;  
Es hatte seine Fülle  
Der Himmel aufgethan,  
Befreit von aller Plage,  
Durch keinen Reid getrübt,  
Verlebten wir die Tage  
Stets liebend, stets geliebt.

Da brausten schwere Stürme  
Im fernen Norden auf,  
Die Mauern und die Thürme  
Zerbrach ihr wilder Lauf;  
Und auch die kleine Hütte,  
Verdeckt von grünem Laub  
In dunkler Bäume Mitte,  
Ward — ach! der Stürme Raub!

Die theuren Kindlein fanden  
Im Blumenbeet ihr Grab,  
Die Gattin lag in Banden,  
Und welkte früh hinab.  
Und als ich heimgekehret  
Zum blutbesäeten Land,  
So war die Flur verheeret,  
Die Hütte stand im Brand.

Da sanken mir die Arme,  
Da stockte mir das Herz,  
Von unennbarem Harpe,  
Von ungeheurem Schmerz.  
Nur Eines war verschönet,  
Nur Eines war noch mein,  
Die Harfe, so oft gewohnt,  
Den Sobsang zu weihn.

Jetzt ednet sie nur Klage,  
 Nur Wehmuth ist ihr Lieb,  
 Seit ich am düstern Tage  
 Vom Schmerzensorte schied.  
 Einst lernt sie wieder danken,  
 Wann vor des höchsten Thron  
 Die Palmen sie umranken,  
 Der Ueberwinder Lohn.

Die Hütte, die gefallen,  
 Wird droben zum Palast;  
 Zur Heimath darf ich wallen,  
 Zum Bürger wird der Gast:  
 Wann aus den Blumenbeeten  
 Die Kindlein anfersteh'n,  
 Und in dem Morgen Euen  
 Die Mutter wieder seh'n.

Unter dem Gesang war es so still geworden, daß man ein Blatt hätte hören können, das vom Baume fällt. Alles war ergriffen und gerührt, und da und dort sah man Einen, der sich die Augen wischte. Der Alte wurde reichlich beschenkt, gefordert hatte er nichts. Ich fühlte mich besonders zu ihm hingezogen: denn einmal

war ich mit meiner bisherigen Lage unzufrieden, und dann war er ja auch ein Pilger und ein Fremdling wie ich, und in mir war die Pilgerlust schon lange wieder aufgewacht. Ich dachte jetzt nur darüber nach, wie es zu machen wäre, daß ich von meinen Pflege-Eltern los würde, und mit dem Harfenspieler ziehen könnte. Indessen war es Abend geworden, und meine Pflege-Eltern brachen auf, um nach Hause zu gehen. Sie riefen mir: „Heinrich, komm!“ Eben hatte der Harfenspieler wieder etwas angefangen zu spielen, ich bat sie daher, mich nur das vollends hören zu lassen. Sie sagten: „Nun, wir wollen indessen voran gehen, komm du gleich nach!“ — Ich war aber schon entschlossen, mit dem Harfensmann zu ziehen, und wartete nur die Zeit ab, bis er gieng, dann lief ich etwa eine halbe Stunde lang hinter ihm d'rein, immer furchtsam und unentschlossen, was ich zu ihm sagen, und wie

ihm mein Vorhaben entdecken sollte. Das kam daher, weil ich kein gutes Gewissen hatte: denn ich wußte wohl, daß es nicht recht sey, von meinen Pflege-Eltern nur so wegzulaufen, die mich doch so gütig aufgenommen hatten. Aber so sehr war ich in der kurzen Zeit schon schlimmer geworden, und mein böses Herz hatte sich so sehr geoffenbart, daß ich lange gar nicht mehr an die Erinnerungen meiner seligen Mutter gedacht hatte, und erst jetzt, da ich das Wandern und Pilgern wieder anfangen wollte, fiel es mir brennend heiß ein, was sie zu ihrem letzten Augenblicke so ernstlich mit mir gesagt hatte: „Sähe christliche Menschen auf, und lerne arbeiten, damit du dein eigenes Brod essen kannst.“ — War ich denn etwa jetzt im Begriff, diese Ermahnung zu befolgen?

Fünftes Capitel.

Unter diesen Gedanken war ich unwillkürlich dem Harfenspieler näher gekommen. Er wandte sich um, sah mich mit seinen dunkelschwarzen Augen scharf an, und fragte: „Was willst du, Knabe?“ — „Vater!“ — sagte ich — „laß mich mit Euch zieh'n?“ — „Wer bist du denn?“ — fragte er. — „Ich bin ein Pilger und ein Fremdling, wie alle meine Väter!“ — sagte ich mit Thränen. — Der Alte wurde aufmerksam. Ich mußte ihm meine ganze Geschichte erzählen. Einige Zeit lang stand er ernst und schweigend da, als wollte er nachsinnen, was zu thun sey. Mit banger Sorge erwartete ich seine Antwort. „Nun gut,“ — sagte er endlich — „du kannst mit mir gehen.“ Nun sprach er aber kein Wort weiter, bis wir in das

nächste Dorf kamen. Dort gieng er in das Haus eines Wiedertänfers, wo man ihn schon kannte, und legte sich bald darauf schlafen. Ich legte mich auch auf eine Bank, und — schlief? nein, geschlafen hab' ich nicht viel. Tausend Gedanken giengen mir durch den Kopf. „Was werden deine Pflege-Eltern denken, wenn du nicht kommst? wie schändlich ist es, sie so mit Undank zu belohnen? und welche Freude wirst du bey dem alten Manne haben, wenn er immer so stumm und finster ist? Wenn du nur wenigstens deine Bibel auch bey dir hättest, das ist doch sehr Schwabe, das sie zuhause bleiben muß.“ Auf einmal fiel mir mein Goldstück ein. Ich suchte schnell in meiner Tasche, ob ich es auch bey mir habe. Wichtig, es war da. Auch meine Psalmverse hatte ich im Sack. Nun war ich wieder mehr getrübet. Nach Mitternacht konnte ich endlich einschlafen. Als ich erwachte, saß

der Alte schon am Fenster gegen Sonnen-Aufgang, und spielte auf seiner Harfe ein Morgenlied. Er sang es französisch. Ich hörte noch den letzten Vers, der so lautete:

Verse sur nos sens Tes lumières;  
Verse Ton amour dans nos coeurs;  
Prête l'oreille à nos prières,  
Et comble nous de Tes faveurs.  
Visite nous, Dieu de lumière!  
Esprit de consolation!  
Don du Très-haut, Feu salutaire!  
Amour et divine onction!

Auf deutsch ungefähr so:

Deine Strahlen wollst Du zu uns kehren,  
Deine Lieb' in's Herze weh'n!  
Bain wir beten, wollst Du gnädig hren,  
Huldreich immer bey uns steh'n!  
Gott des Lichtes, komm in uns're Nähe!  
Geist des Trostes, komm aus Deiner Höhe!  
Heißam Feuer, Gottesgab!  
Hilf uns Salbung, komm herab!

„Als es fertig war,“ sagte ich: „Guten Morgen, Vater!“ Er dankte. Dann nach einer Weile fragte er mich: „bist du noch entschlossen, mit mir zu gehen?“ — „Ja, Vater!“ sagte ich. Nun gieng er aus der Stube, und kam erst nach zwey Stunden wieder. In dieser Zeit war er bey meinen Pflege-Eltern gewesen, hatte sie über meine Abwesenheit beruhigt, und ihnen versprochen, wie ein Vater für mich zu sorgen. Das sagte er mir nachher. Nach dem Frühstück zogen wir weiter. Ich wußte nicht, wo es hingieng. Wir hatten Basel zur rechten Hand. Die nächste Stadt, durch welche wir kamen, war Mühlhausen. Von da gieng's ohne Aufenthalt über Colmar und Schlettstadt nach Straßburg. Auf dem ganzen Wege hatte er nur einzelne wenige Worte gesprochen, und ich mußte oft denken: wenn das so fortgeht, so wird dir dieses Wandern bald entleiden. Aber was wollte ich machen?

Ich gieng eben doch weiter mit ihm. In Straßburg giengen wir über den Rhein hinüber auf die deutsche Seite. Nun war's auf einmal, wie wenn dem Alten ein Schloß vom Munde weggenommen wäre. Er wurde gesprächiger und offener gegen mich, und redete mit mir wie ein Vater mit seinem Kinde. In der nächsten Nachtherberge fieng er an, mich im Harfenspielen zu unterrichten, worüber ich mich sehr freute. Von nun an durfste ich jeden Abend auf der Harfe spielen, und bald hatte ich so viel erlernt, daß ich selber ein Lied singen und dazu spielen konnte. Das erste Lied, welches ich lernte, war ein Lieblings-Lied meines alten Meisters. Es heißt so:

Der Pilger aus der Ferne  
Zieht seiner Heimath zu;  
Dort leuchten seine Sterne,  
Dort sucht er seine Ruh.



Sein Sehnen geht blüher;  
 Sein Liebste liegt im Grab:  
 Die Blumen wachsen d'rüber,  
 Die Blumen fallen ab.

In Königsstädten schimmert  
 Des Goldes reiche Pracht,  
 Und morgen sind zertrümmert  
 Die Städte und die Macht.

Die Ströme zieh'n hinunter  
 In's wogendreiche Meer;  
 Die Welle geht d'rin unter,  
 Man sieht sie nimmermehr.

Der Harfenton verklinget  
 Im stillen Windeswahn:  
 Der Tag, den er besanget,  
 Muß heute noch vergehn.

Der von dem Honigseime  
 Der Ewigkeit geschmeckt,  
 Der Pilger ist daheime  
 Nur, wenn das Grab ihn deckt.

D'rum weckt ihn auch hienieden  
 Das Heimweh früh und spät;  
 Er sucht dort oben Frieden,  
 Wohin sein Sehnen geht.

Unter dessen waren wir immer den Rhein entlang hinuntergezogen, ohne uns irgendwo länger aufzuhalten als über Nacht. Ich gewöhnte mich ganz an meinen neuen Pflege-Vater, und gewann ihn immer lieber, je offener er gegen mich wurde. Auf seine Ermahnung fieng ich wieder an, fleißiger und ernstlicher zu beten, und bekam auch wieder Lust zum Bibellesen, wo wir in den Herbergen eine Bibel fanden. Der Harfner redete viel mit mir von der Ewigkeit, und von der Freude, die wir in der andern Welt bey'm Wiedersehen so vieler Geliebten und bey der Bekanntschaft mit so vielen tausend Heiligen genießen würden. Diese Gespräche wirkten sehr wohlthätig auf mich, und vertrieben nach und nach meinen Leichtsin, der in der letzten Zeit in Basel so überhand genommen hatte. Jetzt erst sah ich es recht ein, wo es mir fehlte. Ich demüthigte mich in meinem Herzen vor dem Heiland, daß ich Ihn so

bald hatte vergessen können, und bat Ihn um Verzeihung, und um einen erneuerten ernstlichen Sinn, von jetzt an in einem gesegneten Umgang mit Ihm, dem Freund der Kinder, stehen zu bleiben. Auf ein solches Gebet wurde es mir wieder recht wohl und ruhig um's Herz, und auch mein alter Vater freute sich, daß ich seine Ermahnungen befolgte, und von meinem Irrwege nach und nach wieder zurückkam. Unsere Unterhaltung gieng jetzt den ganzen Tag fort, und waren wir in einer Herberge nicht allein, so redeten wir französisch miteinander, und es geschah, und vom Himmel. Manchmal erzählte mir der Harfner eine Geschichte; einige sind mir im Gedächtniß geblieben. Einmal erzählte er:

### die Geschichte vom Kleinen Peter.



Bei uns in Frankreich war ein armer Knabe, man nannte ihn nur den „Kleinen Peter.“ Er hatte keine Eltern mehr, und mußte sein Brod vor den Thüren betteln. Singen konnte er auch schön, und so gieng er selten leer von einer Thüre weg. Er hatte aber die sonderbare Gewohnheit, daß er immer die Worte im Munde führte: „Es kommt von oben.“ Sein Vater nämlich hatte ihm auf dem Sterbebette — er wird aber vielleicht kein Bett gehabt haben, denn er war sehr arm — gesagt: „Mein lieber Peter! du bleibst jetzt allein zurück, und es wird dir in der Welt viel begegnen, was dir nicht gefällt; aber denke nur immer: es komme Alles von oben, so wird dir's leicht werden, Alles zu tragen.“ Das hatte sich der Kleine Peter

gemerkt, und damit er's nicht vergessen könnte, hat er's immer so laut gedacht, daß man's hören konnte: „es kommt von oben.“ Klopfte er an einem Fenster, und es hieß drinnen: „Wer da?“ so antwortete er: „ein Almosen dem Kleinen Peter!“ oder er sang draußen einen Vers z. B.

Donnez au petit Pierre,  
nu-pieds et tête nue:  
Sa patrie est au-dessus,  
Il n'a rien sur la terre.

Deutsch:

Dem kleinen Peter  
Er geht von oben ins Himm  
Auf seiner Heimath droben zu:  
Auf Erden hat er keine Habe.

Dann wußte man schon, wer draußen sey, und brachte ihm etwas an's Fenster oder vor die Thüre. Für jedes Almosen aber dankte er mit den Worten: „Ich danke, es kommt von oben.“ Als der kleine Peter größer wurde, sieng er an, darüber

nachzudenken, was die Worte bedeuten: „es kommt von oben.“ Und weil er verständig war, so sah er bald ein, die Sünde könne nicht von Gott kommen, weil man aber doch glauben müsse, daß Gott die Welt regiere, so könne man wohl bey Allem, was geschieht, sagen: „es kommt von oben.“ Ich weiß nicht, ob er Recht gehabt hat; aber so viel weiß ich, daß es ihm gut gegangen ist bey seinem Glauben. Denn als er einmal durch die Stadt gieng, so kam ein heftiger Sturmwind, und ihm fiel ein Ziegel vom Dach auf die Schulter, der ihn zu Boden warf. Sein erstes Wort war: „es kommt von oben.“ Die Leute lachten ihn aus, und meinten: er sey nicht recht gescheit; denn es sey doch natürlich, daß die Ziegel von oben herabfallen, und nicht von unten hinaus; aber sie verstanden nicht, wie er es meinte. Und siehe, eine Minute später riß derselbe Sturmwind in derselben Stre-

Es ein ganzes Dach ein, das drey Menschen auf der Straße tödtete. Wäre nun der kleine Peter fortgegangen, so wäre er gerade in dem Augenblick, wo das Dach einfiel, an diese Stelle gekommen, und wäre erschlagen worden. Es kam also wirklich von oben, daß der Sichel auf ihn fiel; aber nicht bloß vom Dach, sondern noch höher, vom Himmel herab. Ein anderes Mal muß er einem vornehmen Herrn einen Brief in die nächste Stadt tragen, und die größte Eile wird ihm befohlen. Unterwegs muß er über einen Wassergraben springen. Aber der Graben ist zu breit, der kleine Peter fällt hinein, und wäre bald ertrunken. Der Brief blieb im Schlamm stecken, und konnte nicht wieder gefunden werden. Als der kleine Peter wieder auf den Füßen stand, sagte er: „es kommt von oben.“ Er geht hierauf wieder heim, und erzählt dem vornehmen Herrn sein Unglück. Dieser wird über die Massen zornig, und treibt

ihn mit der Peitsche zur Thüre hinaus. Als der kleine Peter auf der Straße war, sagte er: „es kommt von oben.“ Den andern Tag läßt ihn der vornehme Herr wieder zu sich kommen, und sagt ihm: „Höre! da hast du zwey Dukaten dafür, daß du in's Wasser gefallen bist. Wenn der Brief richtig an Ort und Stelle gekommen wäre, so wäre ich höchst unglücklich. Die Umstände haben sich schnell geändert.“

Ich könnte noch Mehreres der Art von dem kleinen Peter erzählen. Als er schon ein großer Peter war, — man nannte ihn aber immer noch den kleinen Peter, — kam ein reicher Engländer, der hörte von ihm, und ließ ihn zu sich rufen, um ihm ein Almosen zu geben. Als der kleine Peter in die Stube trat, fragte ihn der Engländer (er hieß Smith): „Was meinst du, Peter! warum habe ich dich zu mir kommen lassen?“ Peter antwortete: „es kommt von oben.“ Das gefiel dem Engländer,

Er war gleich besonnen, und sagte zu Peter: „Du sollst Recht haben, ich will dich zum Bedienten behalten, und du wirst es gut haben. Willst du das annehmen?“ „Es kommt von oben“, — sagte Peter, — „warum sollt' ich es nicht annehmen?“ So nahm ihn der reiche Engländer mit fort. Es that uns Allen leid, daß er nimmer vor unsere Fenster kam, seine schönen Verse zu singen. Aber das Betteln war ihm selbst schon einige Zeit entleidet, und gelernt hatte er nichts, ~~daß~~ wegen mochten wir es ihm wohl gönnen, daß er versorgt wurde. Lange nachher haben wir gehört, daß der reiche Hr. Smith, als er starb, dem kleinen Peter eine große Summe Geld vermacht habe, und daß er jetzt ein wohlhabender Mann in Birmingham sey; er sage aber noch zu Allem, was geschieht: „es kommt von oben.“

## Sechstes Kapitel.

Wir waren nach Holland gekommen. Da hatte ich mich erst recht zu verwundern über die schönen großen Städte von lauter Backsteinen gebaut, und über die gewaltig großen Schiffe, und als ich endlich auch das Meer sah bey Harlem, da wollte mir denn freilich der See bey Neufchatel nicht mehr so groß vorkommen, als ich gemeint hatte, wie ich ihn das erste Mal sah, und für's Meer hielt. Indessen hatte ich in Amsterdam eine große Angst auszustehen. Wir wohnten in der Warmoetstraße. Eines Abends sollten wir zu einem deutschen Herrn kommen, der auf der Heerengracht wohnte. Wir wollten also über den Fischmarkt an der Börse vorbei dem Stadthaus zu gehen, und von da nach der Heerengracht. Auf dem Fischmarkt sah ich nun so vielerley große und wunderbarlich gestaltete Fische, daß

ich einige Augenblicke stehen blieb, und mich recht daran ergöhte. Indessen war mein Meister vorangegangen, und in dem großen Gedränge hatte ich ihn bald aus dem Gesichte verloren. Ich lief, so schnell ich konnte, gieng zwischen der großen Kirche und dem Stadthaus durch, und kam richtig auf die Heerengracht; aber da war kein Meister weit und breit. Die Numer des Hauses wußte ich nicht, und der Meister war vielleicht unterdessen, als er mich vermiste, zurückgegangen, um mich im Gedränge zu suchen. Das Fragen nützte mir nichts, denn ich verstand nicht holländisch, und die Leute die ich fragte, nicht deutsch und französisch. So lief ich hin und her in großer Angst, und wollte endlich wieder in unsere Wohnung zurückgehen. Aber da verirrete ich mich in der großen Stadt, und kam, anstatt in die Warmoetstraat, an das Y, welches der große Hafen von Amsterdam ist, in dem gegen 2000 kleine und große Schiffe la-

gen. Als es schon Nacht war, fand ich endlich einen Deutschen, der mich zurechtwies. Ich weinte sehr, als ich zum alten Vater eintrat, und sagte ihm: „O Vater! laß uns von dieser Stadt wegziehen, wo man unter lauter fremden Leuten ist, die einen nicht verstehen, und wenn man sie fragt, immer sagen: „weest niet!“ Laß uns lieber an einen andern Ort ziehen, wo man nicht so leicht verirrt.“ Der alte Harfner antwortete: „Sind wir nicht in der Welt, und ist die Welt nicht größer als Amsterdam, und kann man sich in der Welt nicht noch viel leichter verirren als in Amsterdam? Welche Verirrung war denn gefährlicher für dich, die in Basel, oder die in Amsterdam?“ Ich wurde schaamroth und schwieg. Er fuhr fort: „Oder wie kann dir das etwas Auffallendes seyn, daß dir die Leute hier so fremd sind? Du bist ja ihnen auch fremd. Und war's nicht dein erstes Wort gegen mich: „Ich bin

ein Fremdling und ein Pilger“ — ? Wunders dich also nicht, daß die Leute dich nicht verstehen. Es ist in der ganzen Welt so, daß man diejenigen nicht versteht, die immer davon reden, daß sie eine Heimath im Himmel haben.“ — So sagte der Alte, und ich schwieg immer dazu. Denn, daß ich die Wahrheit sage, seit einiger Zeit wollte mir das Pilger- und Fremdlings-Leben nicht mehr recht behagen. An manchen Orten auf der Reise hatte mir's gar wohl gefallen, besonders in der Nähe von Utrecht, in Zeyst, wo ich so freundliche Leute angetroffen hatte, und so schönen Gesang, und auch well's deutsch war, — und seitdem hatte ich oft gedacht: es ist doch auch schön auf der Erde, wenn man an einem so lieben Orte wohnen darf, und wenn ich nur eine Heimath hätte. In den Himmel könnte ich deswegen doch kommen; dort wird's freilich noch viel schöner seyn, auch der Gesang. — Aber so etwas durfte ich

dem alten Meister nicht sagen, dem war die Erde ganz entleidet, und er sah die Menschen finster an, so lange er sie nicht genau kannte. —

Als der Meister ausgeredet hatte, stieg der Hauswirth, bey dem wir wohnten, ein Freund des Meisters und ein Deutscher, an, und sagte: „Heinrich! ich will dir etwas erzählen.“ Und so erzählte er die

Geschichte von dem reichen Bettler.

Hier in Amsterdam lebte ein Bettler, der zog mit seinem grauen Sack von rauher Leinwand und einem langen Stab alle Tage durch die Gassen der großen Stadt, und sammelte Almosen ein. Er wohnte in einer kleinen Hütte, und hatte eine Frau und ein Kind. Er war ein sehr verständiger Mann, und konnte in allen Sachen rathe, deswegen sah man ihn überall gern, und wenn in einem Hause manchmal etwas vorkam, wo man sich nicht gleich zu hel-

feu wußte, so hieß es: man muß warten, bis der arme Gerd (er hieß Gerhard) wieder kommt, der wird schon eine Auskunft geben können. So geschah es, daß der arme Gerd in allen Häusern, wo man ihn kannte, große Almosen und viele Geschenke bekam, und weil er mit seiner Familie sehr sparsam lebte, so hatte er sich bald ein großes Vermögen gesammelt. Nun gab er das Betteln auf, kaufte sich ein schönes Haus, und fieng eine Handlung an, die sehr glücklich von Statten gieng. Seine Frau war indessen gestorben, und seine Tochter ~~war herangewachsen~~. ~~Alles steht~~ der arme Gerd (denn man nannte ihn immer noch so) an seinem Fenster, und sieht einen jungen wohlgekleideten Mann auf der Straße stehen, der sah sehr traurig und bekümmert aus, wie wenn er verzweifeln wollte. Nachdem ihm der arme Gerd eine Weile zugehört hatte, gieng er hinaus auf die Straße, und lud den jungen

Mann ein, in sein Haus hereinzukommen. Er setzte ihm einen Stuhl hin, und fragte ihn: warum er denn so betrübt sey? „Ach, Herr Gerhard!“ — sagte der junge Mann, — „das ist auch kein Wunder, wenn's einem so geht, wie es mir gegangen ist. Im vorigen Jahre starb mein Vater, und ich, als das einzige Kind, übernahm seine Handlung, die im besten Zustande war. Ich besaß ein großes Vermögen, und hatte Schiffe auf dem Meere gehen. Nun bin ich in Zeit von 8 Tagen durch Unglücksfälle um mein ganzes Vermögen gekommen, und diesen Morgen bekam ich die Nachricht, daß auch meine Schiffe, auf die ich noch meine Hoffnung gesetzt hatte, untergegangen sind. Nun habe ich gar nichts mehr. Alles ist dahin. Was bleibt mir noch übrig als die Verzweiflung und der Tod!“ — „Nun“ — antwortete der arme Gerd, — „so lange ein Gott im Himmel ist, muß man nicht gleich verzweifeln; denn ist's



immer noch Zeit. Wenn Sie sich eine Bedingung gefallen lassen könnten, so wollte ich Ihnen gern aus Ihrer Noth heraus helfen, ich habe Mitleiden mit Ihnen. Kommen Sie mit mir.“ — Er gieng mit ihm in ein Zimmer im hintern Theil seines Hauses. Dieses Zimmer war ganz leer. An einer Wand hieng der graue Bettelsack des armen Gerd, und in einer Ecke stand sein langer Stab. Der arme Gerd zeigte das dem jungen Manne, und sagte: „Sehen Sie, da hängt mein alter Sack, und dort stehet mein Stoc. Sie wissen, daß ich lange ein Bettler gewesen bin, und ich schäme mich dessen nicht, und habe deswegen zum beständigen Andenken diese Zeichen meiner vormaligen Armuth hier aufbewahrt. Können Sie sich nun entschließen, diesen Sack umzuhängen, und diesen Stoc in die Hand zu nehmen, und so lange damit durch die Straßen von Amsterdam zu gehen, bis Sie 10 Holländische Gulden er-

bettelt haben, so will ich Ihnen meine Tochter zur Frau geben, und Sie damit zum Erben meines ganzen Vermögens machen.“

Ueber diese Bedingung erschrak der junge Mann. Sollte ich, so dachte er, mich so vor meinen Mitbürgern und Bekannten erniedrigen, die mich in meinen glänzenden Umständen gekannt haben? Was würden die Leute von mir denken, die mich kennen, und wissen, daß ich aus einem angesehenen Hause gebürtig bin? —

Aber auf der andern Seite war freilich das Anerbieten sehr schön; er war ja doch ein Bettler, weil er nichts mehr hatte, und das liebe freundliche Gesicht der Tochter hatte ihm auch gar wohl gefallen. Was sollte er thun? — Er konnte sich nicht entschließen, und bat um 14 Tage Bedenkzeit. Das wurde ihm gestattet. Nach 8 Tagen aber kam er schon, hieng den Sack um, nahm den Stab in die Hand, und zog durch die Straßen von Amsterdam. Er

wurden freilich viele Fenster vor ihm zugeschlagen, weil man sich schämte, wenig zu geben, und nicht viel geben wollte; Manche trieben Spott mit seiner Armuth, und Andere, die ihn nicht kannten, und bloß wußten, wie reich er gewesen, glaubten, er habe sein Vermögen verschwendet oder verspielt, und gaben ihm harte Worte. Endlich aber brachte er doch 10 holländische Gulden zusammen, und als er den letzten Stüber erhalten hatte, so eilte er in die Kalverstraat, wo der arme Gerd wohnte, und legte ihm die gesammelte Summe vor. Nun wurde ihm der Sack abgenommen, und wieder an die Wand gehängt, und der Stab in die Ecke gestellt; des armen Gerds Tochter wurde seine Frau, und er der Erbe des ganzen Hauses. —

„Was meinst du nun,“ — fuhr unser Hauswirth fort, — „was meinst du, Heinrich? ist's nicht der Mühe werth, daß man, wenn's Gott so haben will, eine Zeitlang

als Pilger und Fremdling in der Welt herumgeht, wenn man weiß, daß man so ein herrliches Erbe im Himmel hat?“ — „Freilich,“ — sagte ich, — „wenn man nur gewiß weiß, daß es Gott so haben will.“ „Nun“ — antwortete er — „das wird Er dir schon zeigen.“ Nun legten wir uns schlafen.

Am andern Morgen weckte mich der Meister frühzeitig, und sagte: „Heinrich! wir reisen heute ab, kleide dich an. Ich bin schon gerüstet.“ Wir nahmen Abschied vom Hauswirth, und zogen in schnellen Tagreisen durch Utrecht, Nymwegen, Cleve und Earthen. Den Meister trieb eine gewaltige innere Unruhe, er sprach wenig auf dem Wege, und in den Herbergen spielte er auf der Harfe nur traurige Melodien, und sang Sterbelieder. Das machte mir sehr bange. Nur meine Augen sangen alle Mal mit, denn ich mußte immer weinen. Auch der Meister, der sonst so ernsthaft war, wurde manchmal weich, so daß seine

schwarzen Augen in Thränen standen. Am letzten Abend erreichten wir einen einsamen Bauernhof, 3 Stunden von Kanthen, und hielten um ein Nachtlager an. Die gutmüthigen Leute nahmen uns gerne auf. Nach dem Abend-Essen griff der Meister nach der Harfe, und sang:

Brich, mein Herz! dein Abend ist gekommen,  
Deine Sonne ist schon längst dahin!  
Was soll mir ein läng'res Leben frommen?  
Nach der obern Heimath steht mein Sinn.  
Heilen werdet ihr, ihr tiefen Narben,  
Mir geschlagen in den dunklen Stunden,  
Als die Kindlein unter Schwertern starben,  
Heilen werdet ihr, ihr tiefen Wunden!

Schwere Wallfahrt, unter stiller Klage  
Kummervoll und schmerzlich hingeflohn!  
Von dem Marktstein meiner dunkeln Lage  
Blick' ich auf zu meines Gottes Thron,  
Und, von Harfen-Klänge eingesungen,  
Will ich in das Land des Friedens wallen.  
Wo von Tausenden aus allen Zungen  
Harfen-Donner dem Erbsjer schallen!

Nun gab er mir die Harfe, und sagte:  
„Nimm sie, Heinrich! sie ist jetzt dein: ich  
werde hinfort nimmer darauf spielen.“ Mir  
wurde immer mehr Angst. Ich fragte:  
„Water! ist dir etwa nicht wohl? ich will  
nach einem Arzte gehen.“ — „Sei nur  
ruhig“ — war seine Antwort. „Du weißt  
ja hier keinen Weg; draußen stürmt es,  
und die Leute im Hause ruhen schon alle.  
Ein Arzt würde mir auch jetzt nicht helfen  
können. Das Del in meiner Lebens-Lampe  
ist aus. Er kann mir kein neues geben;  
sein Beruf ist nur, den Docht zu reinigen.  
Mein Licht ist ausgebrannt. Ich werde  
diese Nacht sterben.“ — „O Water!“ —  
sagte ich, — „stirb noch nicht, sonst bin  
ich ja allein auf der Welt.“ — „Du bist  
nicht allein,“ — fuhr er fort; — „Gott  
wird schon seinen Engel senden, der dich  
begleitet wie dort den Tobias. Verlaß  
dich auf den Herrn, und zweifle nicht: Er  
wird's wohl machen. Er hat's auch mit

mir wohl gemacht, ob ich gleich lange unzufrieden gewesen bin mit Seiner Führung. Ich habe manchmal gemurrt, und meinte, Er sey mit mir zu hart verfahren. Auch gegen die Menschen habe ich immer eine geheime Bitterkeit in meinem Herzen getragen, und das war höchst unbillig; denn es waren ja nur einige gewesen, von denen ich so viel hatte leiden müssen. Ich bitte den barmherzigen Gott, daß Er mir diese und alle meine Sünden vergeben wolle, ehe ich in die Ewigkeit abgerufen werde. Du, lieber Heinrich! bitte Gott, daß Er dir bald eine Heimath anweise; denn das fortwährende Umherziehen würde deiner Seele Schaden bringen. Laß uns jetzt ruhen!"

— Hierauf löschte er das Licht aus, und legte sich auf das Lager nieder. Ich legte mich auch nieder, aber mit dem festen Vorsatz, die Nacht durch wach zu bleiben. Doch wahrte es nicht lange, so drückte mir der Kummer und die Müdigkeit die Augen zu,

und ich schlief, bis die Sonne schon aufgegangen war. Als ich erwachte, erschrad ich sehr, weil es schon Tag war, wurde aber wieder beruhigt, sobald ich nach dem Meister blickte. Er betete still, vor einem Stuhle knieend. Um ihn nicht zu stören, hielt ich mich ganz ruhig. Weil ich aber hörte, daß die Leute im Hause schon aufgestanden waren und umhergiengen, so rief ich: „Guten Morgen, Vater!“ Er gab mir keine Antwort. Ich stand auf, gieng zu ihm, und sagte: „Vater! die Leute im Hause werden wohl bald kommen.“ — Indem ich das sagte, sah ich ihm in's Gesicht. Die Augen waren offen, aber starr. Er war todt! Jetzt noch, indem ich dieses schreibe, geht mir ein Schrecken durch die Glieder, und Thränen fallen auf dieß Papier, wenn ich an diesen Augenblick zurückdenke. Ich that einen lauten Schrey, und wäre fast zu Boden gefallen. Die Leute kamen herbey, und erstaunten sehr, als sie

sahen, was in dieser Nacht geschehen war. Sie ließen sogleich aus dem nächsten Orte einen Wundarzt holen, und versuchten Alles, um den Todten wieder zum Leben zu bringen, aber vergeblich. Am dritten Tage begruben sie ihn. Der Hof gehörte in das Kirchspiel von Ystum, und dorthin brachte man den Todten, und legte ihn auf dem dortigen Gottesacker in's Grab. Der Prediger des Orts hielt ihm eine Leichenrede über die Stelle 2 Kor. 5, 1 — 4.

Nun war ich allein. Wohin jetzt? fragte ich, und sah gen Himmel. Aber da war Niemand, der mich antwortete. Ich zog mein Blättchen heraus, und las:

„Sende Dein Licht und Deine Wahrheit, daß sie mich leiten, und führen auf Deinen heiligen Berg, und in Deine Wohnungen.“

Ganz richtig! das ist's, um was ich jetzt beten muß. Und der mich schon so oft erhdrt hat, wird ja jetzt auch seine Ohren

nicht vor mir verschließen. Ich betete, stand getröstet wieder auf, nahm unter vielem Dank und Thränen Abschied von den guten Leuten, die uns so freundlich beherbergt hatten, und hängte meine Harfe um. Der alte Vater hatte gerade noch so viel Geld bey sich, daß man die Begräbniskosten bezahlen konnte; für mich aber blieb nichts übrig. Ich gieng getrosten Muthes fort, und kam über Herbstchen und Neufkirchen wieder an den Rhein, wo ich mich in einer Fähre übersetzen ließ, und blieb am andern Ufer in Duisburg über Nacht. Mein Harfenspiel verschaffte mir ein Nachtlager, und noch etwas auf den Weg. So kam ich denn am dritten Tage in ein schönes Thal voll schöner freundlicher Häuser. Zwischen den Häusern glänzten große schneeweiße Tüch-Bleichen, und ein kleiner lieblicher Fluß, in dem sich die helle Sonne spiegelte, zog durch's ganze Thal hinab. Die Häuser waren meistens mit

blauem Schiefer oben und an den Seiten bekleidet, und hatten grüne Fenster-Läden. Das sah ungemein schön aus. Ich traf unterwegs einen Leichen-Zug an, der mir ganz wunderbarlich vorkam. Der Sarg, mit schwarzem Tuche bedeckt, lag auf einem Karren mit zwey Rädern, den ein Pferd zog. Vor dem Sarge her gieng eine lange Reihe schwarzgekleideter Männer, immer einer hinter dem andern, und hatten ein jeder eine brennende Tabackspfeife im Munde. Ich fragte einen davon: wie man das Thal heiße? „Das ist et Wupper-Thal“ — antwortete er. — Und die Stadt? — „Elberfeld.“ — Nun freute ich mich, denn von dieser Stadt hatte ich schon viel Gutes gehört. Es gefiel mir auch sehr wohl darin; aber ich kannte eben Niemand. In der Stadt Barmen, welche ganz nahe daran liegt in demselben Thale, blieb ich einige Tage, und verdiente mir etwas durch Harfenspielen. Aber ich hatte doch keine

Ruhe da, und gieng wieder fort, links in das Gebirge hinein. Nach ein paar Stunden sah ich ein schönes Dorf oder Städtchen vor mir auf einer Anhöhe liegen, und dachte: vielleicht ist da etwas für dich zu finden. Mein Blättchen fiel mir ein und mein Gebet: „Sende Dein Licht und Deine Wahrheit, daß sie mich leiten, und führen auf Deinen heiligen Berg und in Deine Wohnungen.“ Ich stieg muthig den Berg hinauf. Oben begegnete mir der Pfarrer des Orts, und fragte: „Wohin, du kleiner Harfenspieler?“ — „Ich suche den heiligen Berg“ — war meine Antwort. — „Du kannst du lange suchen,“ — antwortete er. — „Was willst du denn auf dem heiligen Berge machen?“ — Nun erzählte ich ihm wie es mir in den letzten Tagen gegangen sey. „Das ist etwas Anderes,“ — sprach der Pfarrer, und nahm mich mit sich in sein Haus. Er hatte auch Kinder, sie waren aber alle kleiner als ich.

denn bey mir bleiben, Heinrich?" fragte der Pfarrer den andern Tag. — „O ja,“ — sagte ich — „recht gern, wenn Sie mich behalten wollen.“ — „Nun wir wollen's versuchen.“

### S i e b e n t e s   K a p i t e l .

Nun hatte ich wieder eine Heimath, und wie war ich so froh daran! Das Herumziehen war mir recht entleidet. Wie gut haben es doch die Kinder, die bey ihren Aeltern wohnen können, die eine Heimath haben, Geschwister und Gespleten! Wie oft seufzte ich darnach, wenn ich so herumzog, und mit meiner Harfe in ein Haus kam, wo eine Familie, Vater, Mutter, Kinder, beisammen lebten. O! dachte ich oft, wie gut habt ihr es, ihr Kinder! Wenn ihr hungrig seyd, geht ihr eben an den Brod-Kasten, und lasset euch zu essen geben: alle Tage drei Mal kocht man euch

etwas Warmes, da dürst ihr nur an den Tisch hinstehen und essen; ich muß froh seyn, wenn ich des Tages ein Mal warmes Essen bekomme, und habe oft Hunger leiden müssen. Abends leget ihr euch in euer gutes Bett, und ich muß meistens mit einem Strohlager, oder mit der Bank vorlieb nehmen. Sind eure Kleider zerrissen oder alt, so läßt man euch andere machen; ich muß in diesen zerrissenen Kleidern umhergehen. Fehlt euch etwas, so klagt ihr es nur euren Aeltern; ich habe auf der ganzen Erde Niemand, der sich etwas um mich bekümmerte. O wenn ihr wüßtet, wie es einem so müden, hungrigen, armen und verlassenem Kinde zu Muth ist, wie würdet ihr Gott danken, daß Er euch eure Aeltern gelassen hat! — So habe ich vorher manchmal geseufzt. Aber dabey habe ich denn doch nicht vergessen, Gott zu danken für so vieles Gute, das Er mir bey meiner Armuth hat zufließen lassen, und

bin froh gewesen, daß ich wenigstens beten konnte zu meinem Vater im Himmel, was so viele Kinder nicht können, die Alles im Ueberfluß haben, aber denn doch zu bedauern sind, weil es ihnen an der Hauptsache fehlt.

In dem Pfarrhause nun, worin ich aufgenommen wurde, gefiel es mir ausnehmend wohl. Es waren so freundliche, fromme, christliche Leute, und im ganzen Hause war eine solche Ordnung, daß ich dachte: von hier wirst du nicht mehr entlaufen wie von Basel. Morgens um 6 Uhr versammelte sich die ganze Familie sammt den Diensthoten um den Hausvater. Es wurde ein schönes christliches Lied gesungen, zu dem ich die Harfe spielte; dann nahm der liebe Pfarrer die Bibel, und las ein Kapitel, und erklärte es so, daß Alle es verstehen konnten. Dann schloß er diese Morgen-Andacht mit einem herzlichen Gebete. Nun wurde das Frühstück gebracht,

und dann gieng jedes munter an seine Arbeit, ich in die Schule. Nachmittags nahm ich an dem Unterrichte Theil, den der Pfarrer seinen Kindern gab, und Abends kam wieder die ganze Familie des Hauses zusammen. Der Vater befragte ein Jedes nach den Geschäften des verfloffenen Tages, und nach seinem Betragen. Hatte Eines einen Fehler gemacht, so wurde er hier bekannt, und mit liebeichem Ernst wurde es angewiesen, Gott noch heute um Verzeihung zu bitten; „denn“ — sagte der Pfarrer, — „ihr müßt nichts bis morgen liegen lassen, sonst könntet ihr nicht ruhig schlafen, und morgen nicht fröhlich aufstehen; es ist genug, daß ein jeder Tag seine eigene Plage habe.“ Hatte eines der Kinder oder der Diensthoten im Laufe des Tages das andere beleidigt, so mußte man einander hier vor dem Hausvater um Verzeihung bitten und vergeben. „Denn“ — sagte er, — „ihr wisset nicht, ob nicht eines von



euch morgen in der Ewigkeit erwacht, und wie leid müßte es euch dann seyn, mit unversöhntem Herzen hinüber zu kommen vor das Angesicht Gottes!" — Jedes Tagewort wurde mit Gesang und Gebet geschlossen, und der Vater ermahnte bey'm Schlafengehen Jedes noch insbesondere, im stillen Kämmerlein mit seinem Heilande zu reden, und in jedem Augenblicke sich zum Sterben fertig zu machen.

Von den Erklärungen biblischer Geschichten, die der Pfarrer in den Morgen-Andachten vortrug, habe ich mehrere aufgeschrieben, weil sie so schön und ansprechend waren. Leider habe ich nur noch eine einzige davon, und zwar über die Geschichte des Hauptmanns von Capernaum. Ich will sie doch hier abschreiben, wörtlich wie ich sie damals geschrieben habe.

Heute den 2. Oktober hat der Hr. Pastor die Geschichte von dem Hauptmann zu Capernaum erklärt, und so gesagt: Wir

kommen heute an die schöne Geschichte im Evangelium Matthäi im 8. Kapitel vom 5 — 13. Vers. Höret aufmerksam zu:

„Da aber Jesus eingieng zu Capernaum, trat ein Hauptmann zu Ihm, der bat Ihn, und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu Hause, und ist nichtbrüchig, und hat große Qual.“

Ihr wisset, wie verdorben die Stadt Capernaum gewesen ist, und doch, wer sollte das glauben? war ein frommer Hauptmann darin. Es kommen drey fromme Hauptleute im Neuen Testamente vor, zum Beweis, daß man auch im Soldatenstande fromm seyn und sich bekehren kann. Viele Menschen wollen sich mit ihrem Stande entschuldigen, daß sie keine wahren Christen werden. Mit meinem Beruf sagen sie, verträgt sich's nun einmal nicht, das strenge Christenthum; ein Kaufmann, ein Wirth, ein Soldat u. dergl. darf's mit seinem Gewissen nicht so genau nehmen.

wenn er durchkommen will. Und siehe! da ist ein frommer Hauptmann, noch dazu ein Heide, noch dazu in einer leichtsinnigen, verdorbenen Stadt wie Capernaum! Es muß also doch möglich seyn, daß auch ein Soldat gottesfürchtig seyn kann. Was meinst du, Heinrich! kann auch ein Muslant fromm seyn?

Antw.: Ja! mein Meister ist's gewesen.

Pfarrer: Was darf er aber dann nicht thun?

Antwort: Er darf der Sünde nicht mehr dienstbar seyn.

Pfarrer: Richtig. Nun weiter. Der Hauptmann sagt zum Heiland: „Herr! mein Knecht liegt zu Hause, und ist gichtbrüchig, und hat große Qual.“ Sehet, wie schön es ist, daß dieser Herr so mitleidig und sorgfältig sich seines Knechtes annimmt; er kommt selbst zu Jesu, und bittet um Hülfe. Was meinst du, Delt-

gen! (so hieß eine von seinen Mägden) — würden es alle Herren so machen?

Deltgen: O nein, Herr Pastor! Ich weiß noch wohl, wie ich bey dem reichen Herrn Ph. diente; der schickte mich gleich aus dem Hause, wie ich einmal krank wurde.

Pfarrer: Nun stehst du, der Hauptmann in Capernaum war ein anderer Mann. Er wird aber freilich auch fleißige und gehorsame Diensthoten gehabt haben, das sieht man aus dem 9. Vers. — Und wie bescheiden drückt der Hauptmann seine Bitte aus! Er sagt nicht zum Herrn Jesus: Komm und hilf ihm! oder: wenn Du ihn nur gesund machen wolltest! Er will Ihm nichts vorschreiben, sondern er sagt nur: So steht es, mein Knecht ist schmerzlich krank; und denkt dann, der Heiland werde schon selber sagen, was Er im Sinne habe. So geschieht's denn auch.

„Jesus spricht zu ihm: Ich will kommen, und ihn gesund machen.“

Wenn wir in einem Anliegen, in einer Noth zum Herrn Jesus kommen und beten, so brauchen wir Ihm nicht zu sagen, was Er thun soll, oder wie Er helfen soll; das weiß Er selbst am besten. Und sehet, wie Er gleich so bereit ist zu helfen! „Ich will kommen“ — sagt Er — „und ihn gesund machen.“ Das wollte der Hauptmann dem Herrn Jesu nicht zumuthen, daß Er selbst komme, deswegen sagt er:

„Herr! ich bin nicht werth, daß Du unter mein Dach gehest; sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund. Denn ich bin ein Mensch, dazu der Obrigkeit unterthan, und habe unter mir Kriegsknechte; noch wenn ich sage zu einem: Gehe hin! so gehet er; und zum andern: Komm her! so kommt er; und zu meinem Knecht: Thue das! so thut er's.“

En! wie demüthig ist dieser Hauptmann gegen den Herrn Jesus gewesen! Woher kam doch das? Der Heiland war doch so

arm, daß Er nicht hatte, wo Er Sein Haupt hinlegte, also keine eigene Wohnung; der Hauptmann aber war ein angesehenener vornehmer Mann, und hatte ein eigenes Haus, denn er sagt ja: unter mein Dach. Der Hauptmann hatte Knechte und Bediente; Jesus war gekommen, nicht daß Er sich dienen lasse, sondern daß Er diene, — wie kann denn der Hauptmann sagen: „ich bin nicht werth, daß Du unter mein Dach gehest?“ — Das kam daher, weil er Jesum für etwas Größeres als einen gewöhnlichen Menschen hielt. Darum sagt er: ich bin ein Mensch, wie wenn er sagen wollte: Sieh, das hast Du nicht nöthig, daß Du Dich selber in mein Haus bemühest; ich traue Dir zu, daß Du auf eine einfachere Weise helfen kannst. Das kann ich ja schon an mir abnehmen. Denn ich bin ja ein bloßer Mensch, und noch dazu einer höhern Obrigkeit unterthan, und nicht ein starrer,

unabhängiger Herr wie Du. Dennoch habe ich auch Kriegsknechte, die unter meinen Befehlen stehen, und mir auf's Wort gehorsam sind, ich mag verlangen, was ich will, so daß ich nicht nöthig habe, selbst da- oder dorthin zu gehen, wenn ich etwas brauche, sondern es kostet mich nur ein Wort. Wie vielmehr wirst Du, als ein so mächtiger Herr, im Stande seyn, durch ein einziges Wort auszurichten, was Du willst! Sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund. — Das war freilich ein großer Glaube bey einem heidnischen Hauptmann. Und sehet, wo es in dem Herzen eines Menschen so in der Ordnung ist, da ist auch Ordnung in seinem Hause. Wie schön ist das Bild, das uns der Hauptmann von seiner Haus-Ordnung gibt! Wie geht da Alles in einem schnellen, richtigen Gehorsam, und gleichsam nach der Schnur! Nicht wahr, das gefällt euch auch? Wenn der Geist des Gehorsams und der Ordnung

in einem Hause regiert, so gibt es nicht so viel Verwirrung und Mißverständniß, wie wir es oft in großen Haushaltungen antreffen, wo Alles durcheinander läuft, und doch Keines recht weiß, was es zu thun hat, und wo es dann auch, besonders wenn noch die Trägheit hinzukommt, keinen Tag ohne Streit und Mißvergnügen und ohne Schaden abgeht. Da ist's dann nicht gut Hausherr seyn, man ist nur geplagt. Da war es bey dem Erzwater Abraham anders. Der hatte 318 Knechte, ohne die Mägde. Was meint ihr? wenn es da auch so verwirret und unordentlich zugegangen wäre, wie es oft heut zu Tage in einem Hause geht, wo nur zwey oder drey Knechte sind, dann wäre der Abraham zu bedauern gewesen bey seinem großen Reichthum. Wo aber folgsames, frommes und gottesfürchtiges Gesinde ist, Leute, wie Elieser und Joseph, da ist es auch ein Segen für ein Haus. Und je mehr Knechte und Mägde,

die fromm sind, desto mehr Segen; denn ein Jedes hat seinen Engel bey sich, und wo viele Engel sind, da ist's einem wohl.

Nun wollen wir aber auch hören, wie's mit dem Hauptmann weiter gegangen ist.

„Da das Jesus hörte, verwunderte Er sich, und sprach zu denen, die Ihm nachfolgten: Wahrlich ich sage euch, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden.“

„Und Jesus sprach zu dem Hauptmann: Gehe hin, dir geschehe, wie du geglaubt hast.“

„Und sein Knecht ward gesund zu derselbigen Stunde.“

Das muß freilich ein rechter Glaube seyn, über den sich selbst Jesus verwundert. Was denket ihr? Habt ihr auch einen solchen Glauben, daß sich der Herr Jesus darüber verwundern kann? Ich freue mich, bis ich diesen Hauptmann einmal im Himmel outrefse, da will ich mir ihn recht ansehen, und denken: „den hat auch der Glaube hereingebracht.“ Aber der

Glaube hilft schon hier aus der Noth. Dem Hauptmann ist geschehen, wie er geglaubet hat. Sein Knecht ist noch in der nämlichen Stunde gesund worden.

Ja lernet von dem heidnischen Hauptmann christlich glauben, christlich beten, und christlich leben.

Der Pfarrer hatte eine Tochter von zwölf Jahren, ein zartes ianiges Kind, voll Liebe gegen Alles, was lebt. Es wäre zu wenig, wenn ich sagen wollte, sie sey ihren Aeltern auf's Wort gehorsam gewesen, sie merkte auf jeden Wink, auf jeden Blick. Man könnte sagen, sie sey von den Aeltern mit den Augen erzogen worden. Ihre Geschwister liebte sie, zärtlich, und gab immer zuerst nach, ehe es einen Streit geben konnte. Aber auch gegen andere Menschen war sie so freundlich, daß Jedermann eine Freude an ihr hatte. Selbst Thiere und Pflanzen

ließ sie ihre Freundlichkeit erfahren. Im Garten nahm sie sich immer der schwächlichen Pflanzen an. Sie begegnete ihnen wie armen Leuten. Sie begoß sie zuerst, streichelte, liebkosete und tröstete sie. Wenn der Wind eine beschädigte, zog sie ihm das gebrochene Bein in Ordnung, und heilte den Schaden. Gieng ihr ein's aus, so war's ihr, als wenn was Lebendiges gestorben wäre. „Du armes Blümchen“ — sagte sie, und begrub es in die Erde, die, wie sie sagte, unser Aller Mutter ist.

So war Linchen auch gegen Thiere. Ein paar böse Wuben hatten aus einem Finkennest zwey Eyer gestohlen, und ausgeleert. Sie erzählten es dem kleinen Linchen. Das that ihr im Herzen weh, sie hatte Mitleiden mit dem beraubten Paare. Wie werden die Finken jetzt so einsam und verlassen auf ihrem Baume sitzen, und einander ihr Leid klagen, so dachte sie, und klagte mit. Sie ließ sich von der Mutter zwey

frischgelegte Hühnereyer geben, und bat des Nachbars Peter, er möchte doch ihr zu Gefallen auf den Birkenbaum steigen, und die zwey Hühnereyer in das verlassene eiskalt gewordene Finkennest hineinlegen. Aber des Nachbars Peter wollte nicht; es sey gefährlich, meinte er, und zudem seyen auch die Hühnereyer größer als die Finkeneyer. „Ey,“ sagte Linchen, „das ist ja eben recht, da wird der Schaden desto vollständiger ersetzt, und sie bekommen gegen kleine große!“ Sie bat ihn noch einmal. Aber er blieb bey seinem „nein.“ Endlich sah sie den Baum einige Mal an, übermaß sich und ihn, und da sie ganz allein war, stieg sie hinauf, und legte die Eyer in das verlassene Nest. Die beyden Finken, die auf den Aesten des Baumes saßen, wurden gar nicht erschreckt. Sie sahen sie ungefähr an, wie fromme Leute einen Engel ansehen würden. Linchen meinte ihnen die Freude und Dankbarkeit anzubringen. Voll Entzücken über das Alles

häpfte sie auf dem Baum, und — fiel auf die Erde, so daß sie sich nicht mehr regen konnte. Die Mutter kam voll Schrecken herben, und meinte, Tinchon sey todt. Aber sie erholte sich nach und nach. „Der ganze Fehler“ — sagte sie zu ihrer Mutter — „liegt darin, daß ich mich schon auf dem Baum gefreut habe.“

Ein ander Mal an einem schönen Morgen geht Tinchon in's Feld, und begegnet einem Knaben, der beide Hände in den Haaren hat und bitterlich weint. Er hatte einen Milch-Hafen (= Topf) zerbrochen, und fürchtete deswegen, von seiner Mutter geschlagen zu werden. „Seh gutes Muths“ — sagte Tinchon, und nahm ihm die rechte Hand von den Haaren, die linke gab sich von selbst. Er ließ sich trösten. Je näher er aber zum Dorfe kam, je langsamer gieng er, und da er das Haus sah, fieng er von Neuem an zu weinen, und wollte durchaus wieder mit der Hand in die Haare. Die

Mutter des Knaben kam ihnen entgegen, und ihr erstes Wort war: „der Topf?“ Tinchon trat vor, und sagte: „liebe Nachbarin, ich, ich bin den Topf schuldig. Seht, ich gieng schnell zu, und da war der Topf hin. Meine Mutter hat heute Wäsche, und da wißt ihr wohl, kann man nicht sagen, daß ein Topf zerbrochen ist. Wenn die Wäsche vorbei ist, will ich euch einen andern Topf bringen.“ Die Bauersfrau war gegen des Herrn Pastors Tochter so artig, daß sie keinen Topf verlangte. Allein Tinchon bestand darauf. Der Knabe indessen, sobald er merkte, daß die Mutter nicht zornig sey, sprach Tinchon los, und bekannte der Wahrheit gemäß, daß er allein schuldig sey. „Mutter“ — sagte er, „nehmt keinen Topf, sie hat ihn ja nicht zerbrochen. Ich sah, wie Alles so schön grün und gelb auf dem Felde war, und da fiel mir der Topf aus der Hand.“ Die Bauersfrau war so bewegt, daß sie Tinchon

wie er den Engel ansah, und an ihrer Hand nach Hause begleitete. Schade, der liebe Knabe ist in seinem siebenten Jahre schon selig gestorben.

Noch eins von Tischen muß ich erzählen:

In dem benachbarten Städtchen war ein ungerechter Amtmann, der die Leute sehr plagte, und sich um Gott und Menschen nicht viel bekümmerte. Dieser ließ einen Judenknaben in's Gefängniß setzen, weil er ihn beschuldigte, er habe ihm etwas gestohlen. Jedermann in der Gegend war überzeugt, daß der Judenknabe unschuldig sey, weil man ihn kannte. Aber Jedermann fürchtete sich auch vor dem gewaltthätigen Amtmann. Niemand hatte der Knabe nicht mehr, und sonst wagte es Niemand, sich seiner anzunehmen. Der Werth des Gestohlenen, den der arme Judenknabe ersetzen sollte, war gering; aber in seinem Gefängniß konnte er auch nicht

so viel aufreiben. So saß er einige Zeit gefangen. Das Weihnachtsfest kam. In dem Städtchen, wo der Amtmann war, wohnte Tischen's Oheim, des Pastors Bruder, ein wohlhabender Mann, der aber keine Kinder hatte. Diesen Mangel fühlte er das ganze Jahr nicht so wie an Weihnachten. Denn Weihnachten ist ein wahres Kinderfest, an dem einem das Spiel zur andern Natur wird. Es liegt einem gleichsam im Blut, und alte Leute selbst müssen sich zwingen, wenn sie nicht auch an Weihnachten spielen sollen. Deswegen ließ der wohlhabende kinderlose Kaufmann jedes Jahr in der Weihnachtwoche die Kinder seines Bruders, des Pastors, zu sich kommen, und erfreute sie mit einem Christgeschenk, um sich an ihrer Freude auch zu freuen, und auf ein paar Tage wieder ein Kind zu werden. Sonderbar! Die Kleinen mochten immer gern groß seyn, und die Alten wünschten sich in die Kinderjahre



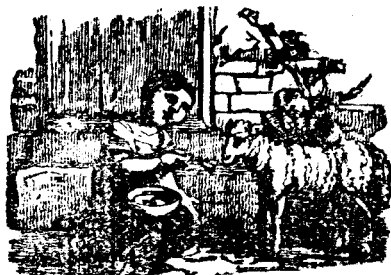
zurück. Freilich der Heiland sagt auch zu den Älten: „So ihr nicht werdet wie die Kinder, so kommet ihr nicht in's Himmelreich!“ Wie hat Er aber das gemeint? — Auf dieses Weihnachtsfest nun wurden die Kinder des Pastors wieder zu dem Oheim eingeladen, und ich durfte auch mit kommen. Das war eine Freude. Am letzten Weihnachtstage fuhren wir im Schlitten hin. Abends wurden die Geschenke ausgelegt. Sie waren nicht kostbar, aber ganz nach unsern Wünschen, und machten uns große Freude. Am andern Tag erzählte Jemand von dem armen Judenknaben, der bey Wasser und Brod im Gefängniß saß. Man sah, wie ängstlich die Leute von dem ungerechten Amtmann redeten. Sie waren so furchtsam wie Tauben, die in der Nachbarschaft von Raubvögeln ihr Nest haben. Wir hörten aufmerksam zu, und hatten großes Mitleiden. Besonders aber gieng die Geschichte Tintchen zu Herzen.

Der

Der arme Judenjunge störte ihre heilige Christfreude. Sie war nicht halb so weihnachtsfroh, wie sie es sonst gewesen seyn würde. Man weiß, wie gern Kinder, und besonders, wie gern Mädchen spielen. Aber Tintchen dachte jetzt nur an den armen Judenknaben, der bey Wasser und Brod im Gefängniß saß, und hatte keine Ruhe. Sie nahm in der Stille all' ihr Spielzeug zusammen, zog mich auf die Seite, und bat dringend, ich möchte es doch dem ungerechten Amtmann bringen, damit er den armen Judenknaben loslasse. Ich wollte lange nicht, weil ich mich vor ihm fürchtete; aber sie ließ nicht nach, bis ich einwilligte. Wie hätt' ich auch ihren Bitten widerstehen können! Den Weg in's Amtshaus fand ich bald. Zitternd trat ich hinein, und wurde zu dem Amtmann geführt. Fluchend fuhr er auf mich zu. Ich weinte und erzählte ihm Alles. Der Mann war ganz erschaut. Er konnte es nicht abschla-

gen, so wild er auch war. Seine Kinder nahmen mir gleich das Spielzeug aus der Hand, sie waren so ungezogen wie er. Der Judenknabe wurde losgelassen. Tinchchen bekam von unserem Spielzeug zum Ersatz, so viel sie wollte, mußte aber von unverständigen und gefühllosen Menschen viele Spottreden hören. Doch lehrte sie sich daran nicht. Der Vater sagte ihr, als wir wieder nach Hause kamen: „Du hast recht gethan.“ Dieß Zeugniß gieng ihr über Alles.

Man liebt an Tinchchen nicht bloß ihre natürliche Gutmüthigkeit und ihr süßes Gefühl, wenn sie z. B. einmal an einem Birnbaum in des Nachbarn Garten einen Ast geknickt sah, und ihn mit ihrem Strumpfband wieder festknüpfte; oder ihrem Lämmchen, als es krank wurde, Arznei wollte holen lassen; oder einem Bettelkna-



ben ihr Abendbrod schenkte, und kein anderes begehrte; nein! sie liebte auch das Wort Gottes, das Gebet, und den Heiland. Von Kindheit auf hatte sie gern gebetet. Zum Händefalten aber war sie schwer zu bringen. Sie hatte einmal einen Gefangenen gesehen, dem die Hände zusammengeschlossen waren. „Sind wir denn des lieben Gottes Gefangene,“ — fragte sie — „daß ich die Hände schließen soll?“ Der Vater sagte: „sieh mein Kind! wir sollen beten und arbeiten, darum zeigen wir dem lieben Gott die Hände.“ Damit gab sich Tinchchen zufrieden.

In der Bibel war sie so daheim wie in ihrem Garten. Sie wußte in diesem jede Blume, wo sie stand, ebenso in jener jeden Spruch. Ihre Ausdrücke waren mit Bibelworten verbrämt, sie redete biblisch. Noch mehr. Sie gab sich Mühe, auch biblisch zu arbeiten. Jedes Geschäft hatte für sie nur dann Reiz, wenn sie wußte, daß es auch schon im Alten oder Neuen Testament getrieben worden. Morgens bei'm Anziehen fiel ihr der Apostel Petrus ein, der in seinem ersten Brief im 3. Cap., im 3. u. 4. V. schreibt: „Euer Geschmuck soll nicht auswendig seyn mit Haarflechten, und Goldumhängen, oder Kleideranlegen; sondern der verborgene Mensch des Herzens im unvergänglichen Wesen des sanften und stillen Geistes, das ist edellich vor Gott.“ — Bey'm Waschen dachte sie daran, wie die Bibel uns ermahne: „daß wir unsere Herzen rein waschen lassen“ Jerem. 4, 14. und an die, „welche aus großer Trübsal gekommen sind,

und haben ihre Kleider gewaschen, und haben sie helle gemacht im Blute des Lammes.“ Offenb. Joh. 7, 14. Was das heiße, hatte der Vater ihr erklärt. Bey'm Essen und Trinken erinnerte sie sich an die Mahlzeit Abrahams, als die Engel bey ihm einkehrten, 1 Mos. 18, 8. Kam sie zum Brunnen, so war ihr Jakob in Mesopotamien in Gedanken, 1 Mos. 29. und das Gespräch Jesu mit der Samariterin, Joh. 4. Bei'm Kochen kam ihr Martha in den Sinn, Luc. 10, 40; bey'm Nähen Rebekka, 1 Mos. 27, 16.; bey der Gartenarbeit Maria Magdalena, Joh. 20, 15. Nur für's Stricken und Biegeln (Glätten) wollte sich keine schickliche Bibelstelle finden. Endlich meinte sie, daß der Apostel Paulus auch an's Stricken gedacht habe, wenn er im 1. Brief an die Thessal. 4, 11. sie ermahnt, „daß sie arbeiten sollen mit ihren eigenen Händen.“ Vom Biegeln, sagte sie, wird deswegen nichts in der Bibel

kommen, weil es damals noch nicht im Brauch war; ich denke aber allemal an die Worte des Apostels (Ephes. 5, 27.), wo er sagt: „daß die Gemeinde Christi keinen Flecken oder Runzel haben soll.“ — —

Ihr sehet, wie nachdenkend Tinehen gewesen, und möchte wohl gern noch mehr von ihr erzählen hören. Nun es sey denn! Noch ein Wort von ihrem Sterben. Sie starb einen Blumentod. Eine Gesichtskrankheit hatte sie befallen! wenige Tage nur so war die schöne Blume eine Leiche. Sie hatte so manche Blume, die ihr vorgestorben war, in ihrem Garten betrauert und beerdigt. Nun kam die Reihe an sie, die schönste im ganzen Garten. Man konnte denken, sie sey zu zart gewesen für die frische, kühle Gartenluft dieser Erde; deswegen habe sie der Gärtner in's Gewächshaus zurückgenommen. Er hatte großes Wohlgefallen an ihr, dieser Gärtner (Joh. 20, 15.). Wie hätte sie ihn sonst so lie-

ben können? Sie fragte unaufhörlich nach ihm, bis er kam und sie wegtrug. Wo er sie hingelegt hat, wissen wir.

## Achtes Kapitel.

Unterdessen hatte ich das Alter erreicht, daß ich sollte zur Confirmation vorbereitet werden. Ich durfte also auch an dem Unterrichte Theil nehmen, den der Pfarrherr den Confirmanden ertheilte. Wir saßen gewöhnlich im Garten unter einer großen Linde um ihn her, und freuten uns den ganzen Tag, bis die Unterrichtsstunde kam. Das waren schöne Stunden, die ich nicht vergessen kann! Wenn er uns biblische Geschichten erzählte, so war das so lebendig und anschaulich, als wenn er dabey gewesen wäre; ja wir selbst meinten oft, wir seyen mitten im gelobten Lande, und hätten nur eine Stunde weit zu dem Jordan oder nach Bethanien. Wir zogen mit Je-

sus durch Judäa und Galiläa, begleiteten  
 Ihn in seinem zwölften Jahre nach Jeru-  
 salem zum Fest, fuhren mit Ihm über das  
 Galiläische Meer, und setzten uns im  
 Geist zu Seinen Füßen, wenn er lehrte.  
 So wurde uns Seine Geschichte wichtig  
 und Seine Lehre, so weit wir sie verstehen  
 konnten. Ich glaubte damals, und glaube  
 es heute noch, die Bibel sey leicht zu ver-  
 stehen, und wenn man nur ein helles Herz  
 habe, dann sey einem die Bibel auch hell.  
 Wenn man mit Jemand recht wohl be-  
 kannt ist, und hat ihn recht lieb, so ver-  
 steht man schon seine *Wink*, es braucht  
 keine Worte, wie Finchen den Willen des  
 Vaters in seinem Auge las; so ist's auch  
 mit der Bibel. Man lernt alle ihre *Wink*  
 verstehen, wo sie oft nur den Finger auf-  
 hebt, wenn man sie einmal recht kennt.  
 Aber freilich, wenn uns ein solcher Lehrer,  
 wie der liebe Pfarrherr auf dem heiligen  
 Berge, mit der Bibel bekannt macht, das

ist etwas anderes, als wenn man ohne Füh-  
 rer so ganz allein zu ihr kommt. Wie froh  
 war ich an seinem Unterricht! Wie wohl  
 war uns, wenn er mit uns betete, und uns  
 dem guten Hirten empfahl, damit Er uns  
 bewahre vor den Versuchungen der Welt!

Die Confirmationshandlung selbst war  
 mir außerordentlich eindrucklich. Am Tage  
 vorher hatte der Pfarrherr noch mit einem  
 jeden Einzelnen von uns durchgeredet, und  
 passende tiefeindringende Ermahnungen ge-  
 geben. Am Sonntag früh kamen wir im  
 Pfarrhof zusammen. Nachdem uns der  
 Pfarrherr herzlich bewillkommt hatte,  
 führte er uns in den Garten unter die gro-  
 ße Linde. Wir sangen aus einem alten  
 Liede:

Um Eins, Herr Jesu! bitt' ich Dich,  
 Um das laß Dich erbitten;  
 Dein Herz, Dein Herz, das gib in mich,  
 Ein Herz von guten Sitten.

Ein Herz, das wie ein kleines Kind  
 Einfältig, gütig, rein, gelind,  
 In Deinem Licht nur prächtig,  
 Ein Herz, das heimlich Leiden trägt,  
 Und sich in Staub und Asche legt,  
 Ein Herz in Liebe mächtig!

Ein Herz, das Gott in Lauterkeit  
 Und Gottes Kinder liebe;  
 Ein Herz, das sanfte Folgsamkeit  
 Und wahre Demuth übe.  
 Ein Herz, das mäßig, wachsam, klug,  
 Das ohne Murren und Betrug,  
 Mit dem wohl auszukommen:  
 Ein Herz, das allenthalben frey,  
 Und ganz von nichts gefangen sey,  
 Die Liebe ausgenommen.

Nur dieß Bitt' ich, o Herr! von Dir  
 Auf meinen Pilgerwegen.  
 Ach siehe! diese Bitt' ist mir  
 Vor Allem angelegen.  
 Du bist mein Schöpfer, steh' mir bey!  
 Du bist mein Heiland voller Treu',  
 Auf Dich bin ich getauft:  
 Du hast mich Dir, o höchster Ruhm!  
 Zu Deinem Erb' und Eigenthum  
 Mit eig'nem Blut erkaufet!

Hierauf betete der Pfarrer dringend  
 und herzlich, und übergab uns für unser  
 ganzes Leben der treuen Führung des  
 Herrn im Himmel. Besonders ergreifend  
 war es, als er Gott bat, Er möchte uns  
 selbst durch Seinen Geist zur rechten Zeit  
 an alles das erinnern, was wir während  
 des Unterrichtes gehört hätten, und wolle  
 uns doch, auch wenn wir auf eine Zeit  
 lang es wieder vergessen, und Ihm untreu  
 werden, keine Ruhe lassen, bis wir uns  
 wieder zu Ihm wenden. „Laß es ihnen“, so  
 schloß er, „lieber recht hinderlich gehen und  
 sauer werden in ihrem Leben, wenn Du sie  
 auf keinem leichteren Wege zu Dir ziehen  
 kannst; nur verloren sollen sie nicht gehen,  
 nur ihre Seelen rette zum ewigen Leben!“ —

Wir waren sehr gerührt; so zogen wir  
 zur Kirche. Von jetzt an sah ich nicht  
 mehr, was mit den Andern vorgieng, ich  
 dachte nur an mich, hörte nur für mich,  
 und betete im Stillen fort. Ich legte mein

Bekennniß mit fröhlichem Muthe ab; es war mir innerlich so, ich wolle Ihm treu bleiben, und ich dachte, der Herr, der in's Herz hineinsteht, werde mein ernstliches Versprechen gnädig annehmen. Und wenn ich nun zurückdachte an Alles, was Er an mir gethan hatte von meiner ersten Jugend an, wie Er mich auf so wunderbaren Wegen geführt, und Seine trostreichen Verheißungen an mir erfüllt hatte, so konnte ich keine Worte finden, Ihm recht zu danken, und meine innerliche Freude darüber war so groß, daß ich keine Zeit fand zu sorglichen Gedanken, wie mir's wohl auch in Zukunft gehen werde. Er hat dich bisher allemal mehr finden lassen, als du gesucht hast; warum sollte Er jetzt auf einmal aufhören, sich deiner anzunehmen? — so hieß es in meinem Herzen.

Nachmittags schenkte der Pastor einem Jeden der Confirmirten ein Buch zum Andenken an diesen wichtigen Tag. Ich be-

kam das größte. Aber wie ich es aufmachte, — was meinet ihr, wie ich da erstaunte! Da hätten ihr die Freude sehen sollen, mit der ich es von allen Seiten besah, und die Neugierde, mit welcher ich gern zehn Fragen auf einmal gemacht hätte! Denn, denket nur! dieß Buch war kein anderes als meine Bibel, die ich in Basel gekauft, und dort zurückgelassen hatte. Alle Kinder freuten sich mit mir, als ich ihnen erzählte, woher ich diese Bibel kenne. Endlich kam's denn auch zur Beantwortung meiner Fragen. Der Herr Pastor hatte an meine Pflege-Eltern in Basel geschrieben, und ihnen Nachricht von meiner Geschichte gegeben, und sie dadurch beruhigt. Daß ich mit dem Harfner wegelaufen war, das hatten sie schon gewußt. Der Harfner selbst hatte in jener Morgenstunde, wo er mich bey dem Wiedertäufer allein ließ, mit ihnen gesprochen, und sie versichert, daß er gewissenhaft für mich

forgen wolle. — Weil nun der Herr Pastor mich mit der Bibel überraschen wollte, so hatte er die Pflege-Eltern in Basel gebeten, sie möchten sie ihm schicken. Und das hatten sie auch mit Freuden gethan. Was hätte mir auch größere Freude machen können, als daß ich diese Bibel wieder bekam? Es stand zwar außerdem, daß die französische Uebersetzung dabey war, nichts mehr darin, als was in andern Bibeln auch steht; aber mit dieser Bibel hieng die Erinnerung an so Vieles zusammen, was mir wichtig war; es war die erste Bibel, die ich gesehen hatte, was ich in ihr las, war mir Alles neu, und sie war mein Trost gewesen auf einem langen Krankenlager. Dieser Tag war ein rechter Gedächtnistag für mich. Die Bibel brachte mir auch meine Goldmünze wieder in Erinnerung, und das Blättchen, in das sie gewickelt war, und das ich immer noch sorgfältig aufbewahrte. Diese drey Stücke und

meine Harfe waren ja das einzige Eigenthum, das ich auf der Welt besaß. Und wie reich war ich, daß ich nun meine Bibel wieder hatte! —

Am Abend waren die Andern alle spazieren gegangen. Ich saß allein im Garten mit meinem lieben Buche, und las in den Psalmen. Ich kam an die Stelle, die auf meinem kleinen Blättchen stand. Schnell zog ich es heraus, und las:

„Alsdann werde ich kommen zu dem Altar Gottes, zu dem Gott meiner Freude und Wonne, und werde Dich loben auf der Harfe, o Gott! der Du mein Gott bist!“

Sieh doch! wie schön paßt das auf den heutigen Tag! Bin ich denn nicht heute gekommen zu dem Altar Gottes, und habe Ihm feierlich Treue versprochen? — Ist Er nicht auch der Gott meiner Freude und Wonne heute gewesen? Sollte ich das Loben auf der Harfe vergessen?



Ehnen? Nein, das darf nicht unterbleiben! — Gleich lief ich in's Haus, holte meine Harfe und sang ein Lied, das ich vom Pastor gelernt hatte.

Dank Dir für meines Lebens Morgen,  
Du Herr des Tages und der Nacht!  
Du stilltest alle meine Sorgen,  
Noch ehe sie recht aufgewacht.

Es war der Morgen kalt und streng,  
Die Nacht war dunkel, und war lang,  
Bis durch der finstern Wolken Menge  
Das Morgen-Licht erwärmend drang.

Es war der Morgen thaubefeuchtet,  
Am Blümchen manche Thräne hieng;  
Doch als der Sonne Strahl geleuchtet,  
Das Blümchen holder Glanz umfieng.

Es war der Morgen nicht gelinde;  
Die Sonne brannte heiß und schwül;  
Da sandtest Du die frischen Winde,  
Die wehten bald mich wieder kühl.

Es war der Morgen nebelträbe;  
Kaum sah ich Einen Schritt voran:  
Da brach hindurch der Strahl der Liebe,  
Da ward dem Sonnen-Lichte Bahn.

So schimmert in den Morgen-Stunden  
Von meiner kurzen Pilger-Zeit,  
Nachdem die Dämmerung verschwunden,  
Der Goldglanz Deiner Gültigkeit.

Drum sey Dir Lob und Dank gesungen,  
Und meine Harfe preise Dich!  
Du bist mein Gott! mir ist's gelungen,  
Mir wird's gelingen ewiglich!

Die Andern waren indeß zurückgekomen, und standen hinter mir, als ich aufhörte. Ich wollte aufstehen, und die Harfe wegtragen. „Nein!“ — sagte der Herr Pastor, — „bleib hier bey uns. Die Sonne will eben untergehen. Laß uns noch unser Abend-Lied miteinander singen.“ Wir sangen:



Sonne! willst du fliehen  
Mit dem schönen Strahl?  
Nach den Meeren ziehen  
Ueber Berg und Thal?

Abend-Glocken singen  
Von der Thürme Dach  
Mit gewalt'gem Schwingen  
Dir den Abschied nach.

Und die Hände heben  
Zum Gebet sich all';  
Die Gebete schweben  
Auf zum Glockenschall.

Auch die jungen Raben,  
Eh' sie geh'n zum Nest,  
Bringen ihre Gaben  
Zu dem Dankes-Fest.

Mit den Freuden-Tönen  
Hebt vom Krankbett  
Sich gepreßtes Sehnen,  
Das um Ruhe sieht.

Alle diese Reigen,  
Wenn dein Strahl nun sinkt,  
Auf zum Throne steigen,  
Wie dein Licht verblinkt.

Noch erhellet dein Blitzen  
Auf dem Thurm den Kranz,  
Und der Berge Spitzen  
Mit dem Purpurglanz.

Hoch an der Kapelle  
Glüht der Fenster Pracht  
In der gold'nen Welle,  
Tief bis in die Nacht.

Und von deinem Scheine  
Noch das Blümchen trinkt,  
Eh' am stillen Raine  
Es in Schlaf versinkt.

Seht! sie ist geschieden,  
Läßt uns in der Nacht;  
Doch wir sind im Frieden;  
Der im Himmel wacht.

Wird nicht hinter Meeren,  
Wo sie auf jetzt geht,  
Frohen Klang sie hören?  
Freudiges Gebet?

Wird sie morgen wieder  
Dort im Osten wach,  
Tönen Abend-Lieder  
Ueber's Meer ihr nach.

Du, o Gott der Wunder!  
Der im Himmel wohnt,  
Gehest nicht so unter,  
Wie die Sonn', der Mond.

Wollest doch uns senden,  
Herr! Dein ewig Licht,  
Daß zu Dir wir wenden  
Unser Angesicht!

### Neuntes Kapitel.

Ich war jetzt confirmirt. Aber nun entstand eine andere Frage. Wohin jetzt? Bey dem Pastor konnte ich nicht bleiben. Ich mußte etwas lernen, um in der Welt als ein brauchbarer Mensch fortzukommen. Aber auch dafür hatte Gott schon gesorgt. Der Pastor hatte einen Freund in Elberfeld, einen Kaufmann. Dieser erbot sich mich unentgeltlich in die Lehre zu nehmen. So schmerzlich es auch für mich war, von dem Hause Abschied zu nehmen,

in welchem ich so liebevoll aufgenommen und behandelt worden war, wo ich Eltern und Geschwister gefunden hatte, so gieng ich doch getrost in das Haus, das mir Gott angewiesen hatte, weil ich wußte, daß ich auch da christliche Leute antreffen werde, und eine christliche Behandlung erwarten dürfe. Auch erhielt ich Erlaubniß, den lieben Pastor von Zeit zu Zeit auf einen Sonntag zu besuchen. Dieß erleichterte mir den Abschied, und ich zog, obwohl betrübt, doch im Vertrauen auf Gott, in Elberfeld ein. Freilich hatte ich es da nicht mehr so leicht und angenehm, wie in dem stillen Dörfchen auf dem heiligen Berge; ich mußte den ganzen Tag arbeiten, und Manches leisten, was man dort nicht von mir gefordert hatte. Doch gab es auch Erholungsstunden, besonders im Umgang mit den Kindern des Lehrherrn, die sich bey mir in der französischen Sprache üben sollten (denn das war

ja meine Muttersprache, die ich nicht vergessen hatte), und ich konnte wohl einsehen, daß alles Lernen schwer seyn müsse, daß aber auch Niemand etwas könne, ohne etwas zu lernen. Deswegen gab ich mir alle Mühe, recht fleißig zu seyn, und mich im Gehorsam zu üben, damit ich meinem Lehrherrn nicht zur Last werde, der mich mit so vieler Liebe aufgenommen hatte. Wollte mir hie und da etwas zu schwer und lästig werden, so wendete ich mich im Gebete zu Gott, und bat um Weisheit und Treue zu allen meinen Verrichtungen. ~~Unter dessen Vorgang ich nicht~~, meine Bibel recht zu benützen, damit ich nicht bloß für diese Welt brauchbar werde, — und auch das kann man ja nicht ohne das Wort Gottes und ohne Seinen Segen, — sondern damit ich auch für die Ewigkeit tauglich sey. Ein wahres Fest war es für mich, wenn ich an einem Sonntage in mein stilles Dörfchen wandern konnte,

und eine Predigt von dem lieben Pastor hören, der fortwährend für mich sorgte, und mich wie eines seiner Kinder betrachtete. Ein solcher Besuch machte mir allemal auf's Neue Muth, und richtete meine Geduld wieder auf, wenn mir die Zeit des Gehorsams lang werden wollte. So gieng ein Jahr fast unvermerkt dahin, und ich konnte mich damit trösten, daß mein Lehrherr zufrieden mit mir war. Aber ach! er starb! Meine Hoffnung war dahin. Nun war ich wieder ganz verlassen. Im Hause konnte ich nicht bleiben; denn die Handlung hörte auf, und ein anderer Lehrherr, der eben so willig gewesen wäre, mich aufzunehmen, fand sich nicht sogleich wieder. Was sollte ich nun anfangen? Der liebe Pastor tröstete mich zwar immer damit, Gott werde mir schon wieder eine Hülfe senden; aber ich sah eben noch keine, und war unaussprechlich betrübt. In dieser Noth fiel mir, während ich etwas

in einem Wandschranke suchte, mein kleines Blättchen in die Augen. Ach! dachte ich, wenn du jetzt auch wieder einen Trost für mich hättest! Nun vielleicht doch! Ich öffnete es, und las:

„Meine Seele! warum bist du so muthlos, und warum betrübst du dich in mir? Hoffe auf Gott; denn ich werde Ihn noch loben, als der die Hälfte meines Angesichts und mein Gott ist!“

Es wie beschämten mich diese Worte! Wie klein war mein Glaube gewesen! Wie bald hatte ich wieder vergessen, wie mich Gott bisher so wunderbar geführt hatte! Nun konnte ich wieder fröhlich singen:

Fort mit euch, ihr Sorgen!  
Denn für heut' und morgen  
Sorgt ein and'rer Mann!

Ich packte meine wenigen Sachen zusammen, nahm unter vielen Thränen Abschied von dem theuren Hause, in welchem mir  
Alles

Alles gestorben war, und stieg muthig den Berg hinauf zu meinem lieben Pastor, der mir erlaubt hatte, so lange bey ihm zu bleiben, bis ich wieder eine passende Stelle gefunden hätte. Gleich am dritten Tage aber schickte er mich mit einem Briefe nach Mühlheim an der Ruhr. Dieser Brief enthielt eine Anfrage an einen dortigen Kaufmann, ob er mich nicht in die Lehre nehmen wollte. Spät am Abend kam ich an ein einzeln stehendes Haus, und wollte versuchen, ob man mich nicht dort über Nacht behalten werde. Ich fand recht freundliche christliche Leute. Sie sagten mir, daß dieß Haus „die Pilgerhütte“ heiße. Zur Zeit des seligen Tersteegen habe es diesen Namen bekommen. Natürlich fiel mir bey diesem Namen gleich die Zeit ein, wo ich auch ein Pilger und ein Fremdling gewesen war. Wie Vieles hatte ich unterdessen gesehen, gehört, erlebt, genossen und gelitten! Und

jezt war ich wieder nicht viel mehr als ein Pilger und Fremdling. Es war mir in diesem Hause recht wohl. Es kam mir vor wie eine Heimath. Den andern Morgen kam ich bey guter Zeit nach Mühlheim, und gieng gerade auf das Haus des Kaufmanns los, an den der Brief gerichtet war. Er war ein ernsthafter Mann, sah mich scharf an, nachdem er den Brief gelesen hatte, und hieß mich niedersitzen. Dann gieng er wieder auf sein Comtoir, und ließ sich nicht wieder sehen bis zum Mittagessen. Indessen giengen immer viele Leute ab und zu; aber um mich kümmerte sich Niemand. Ich dachte: dießmal bist du nicht in's rechte Haus gekommen, da wird wenig für dich zu hoffen seyn. Dieser Gedanke machte mich traurig. Ich sah ein Buch in der Ecke stehen, das nahm ich, und las darin. Es war der zweite Theil von „Stillings Leben.“ Ich hatte es nie gesehen, es gefiel mir aber ungemein. Dem

ist's ungefähr auch so gegangen wie dir, nur noch schlimmer, dachte ich bey'm Lesen. Ich wurde beinahe fertig mit diesem Bändchen, bis man zu Tische rief. Im Speisezimmer war die ganze große Hausgenossenschaft versammelt. Ein fremder Herr, der auf Besuch da war, speiste auch mit. Ueber Tisch wurde nur das Nöthigste gesprochen. Nach dem Essen entfernte sich Alles. Nur der Hausherr und der Fremde blieben im Zimmer, und steckten ihre irdenen Pfeifen an. Mir wurde gesagt, ich solle auch da bleiben. Hierauf zog der Hausherr den Brief, welchen ich gebracht, aus der Tasche, und gab ihn dem fremden Herrn. Als dieser ihn gelesen, so fragte er mich auf französisch (denn es stand in dem Brief, daß ich die französische Sprache fertig reden könne): „Wo hast du denn das Französische gelernt?“ — „Es ist meine Muttersprache,“ — gab ich zur Antwort. — „Wo bist du denn geboren?“ —

fragte er weiter. — Ich sagte: „das weiß ich nicht.“ Er verwunderte sich, und wollte noch mehr von mir wissen. Ich erzählte ihm nun von meiner Geschichte, so viel nöthig war, und so viel ich selber wußte. Er wurde so aufmerksam, daß er seine Pfeife ausgehen ließ, und auf den Tisch legte. „Wie hat deine Mutter geheißen?“ — Ich konnte es ihm nicht sagen. „War sie nicht groß von Person? — „Ja.“ — „Hatte sie nicht dunkle schwarze Haare?“ — „Ja.“ — Immer begieriger fragte er: „Hat sie denn dir gar nichts hinterlassen?“ — „Nichts als ein Goldstück.“ — „Was? ein Goldstück? Hast du es noch?“ — „Ja!“ sagte ich, und wollte es herausziehen. „Halt!“ sagte er ganz bewegt. „Ist auf diesem Goldstück nicht ein betender Nikolaus von der Flue?“ — „Freilich!“ — sagte ich ganz erstaunt. — „Wie können Sie das wissen?“ — „Wär's möglich?“ — sagte der Fremde. — „Ich kann es immer noch nicht

glauben. Ist nicht auf der andern Seite ein kleines Kreuzchen eingeschnitten?“ — „Das weiß ich nicht.“ — sagte ich, und zog meine Münze heraus. — „Sehen Sie selbst.“ Kaum hatte er sie angesehen, so rief er: „Richtig, die ist's! — Nun tausend Mal willkommen, lieber Heinrich! Ich bin dein Onkel! Deine Mutter war meine Schwester.“ Mit diesen Worten schloß er mich in seine Arme, und küßte mich. Ich war so überrascht, daß ich anfing laut zu weinen. Er weinte auch. Lange konnte ich gar nichts reden, und doch war so viel zu fragen. Mein Onkel aber sagte: „Spare deine Fragen, sie sollen alle beantwortet werden.“

---

### Zehntes Kapitel.

---

Sein Geschäft in Mühlheim war beendet. Er ließ sogleich sein Gefährt anspannen; wir nahmen Abschied von dem

ernsthafsten Kaufmann, und fuhren Elberfeld zu. Ich war wie im Traum. Der Pilger und Fremdling sollte jetzt erfahren, wo seine irdische Heimath sey.

Als wir im Freien waren, fieng mein Onkel an zu erzählen:

„Dein Vater war ein Beamter in einem kleinen Städtchen in Frankreich; man kannte ihn als einen rechtlichen Mann, der aber auch auf seiner Ueberzeugung unumstößlich fest beharrte. In der schrecklichen Zeit der Revolution wurden manche Forderungen an ihn gemacht, die er als gewissenhafter Mann abweisen mußte. Da er bey seinen Mitbürgern in großer Achtung stand, so wagte man es zuerst nicht, ihm zu Leibe zu gehen; aber man faßte diesen widerspenstigen Feind der Freiheit, — wie sie ihn nannten — in's Auge, und wartete nur auf Gelegenheit, um seinen Zorn an ihm auszulassen. Diese kam nur zu bald. Die rohen Freiheitsmänner

gewannen bald vollkommen die Oberhand, und stürmten nun in großen Haufen herbey, um sich an ihren Feinden zu rächen. Da die Mitbürger deines Vaters sich für ihn wehren wollten, so wurden diese tolln Menschen ganz rasend, und fiengen an, im Städtchen zu morden und zu plündern. Da traf eine Kugel deinen Vater in's Herz. Er starb auf der Stelle. Deine Mutter flüchtete mit dir, ihrem einzigen Kinde, durch eine Hinterthüre. Ich hatte damals in demselben Städtchen eine Handlung. Da man aber wußte, daß ich der Schwager deines Vaters sey, so war auch mir der Tod gedroht. Mein Haus wurde geplündert, ich mußte mich durch's Fenster retten, und kam kaum mit dem Leben davon. In dem benachbarten Walde traf ich mit deiner Mutter und anderen Geflüchteten zusammen. Wir mußten aber in jedem Augenblick befürchten, von den verfolgenden Feinden überfallen zu



werden. In meinen Taschen fand ich nichts als zwey Dukaten. Den einen davon mit dem Bilde des Nikolaus von der Flue gab ich deiner Mutter, und machte vorher mit dem Messer ein kleines Kreuzchen darauf. „Vielleicht“ — sagte ich, — „werden wir getrennt, und kommen später einmal wieder zusammen, dann sey uns dieß eine Erinnerung an die Noth, die uns jetzt betroffen hat.“ Wir giengen im Walde fort bis in die Nacht, und legten uns unter den Bäumen schlafen. Zwey mußten abwechselnd Wache halten. Morgens gegen zwey Uhr wurden wir aufgeweckt, und sahen in der Ferne Feuer. Nun liefen Alle im Schrecken fort. Du kannst dir aber denken, wie? in dunkler Nacht und im dicken Wald.



Gleich Anfangs verlor ich dich und deine Mutter, und da wir uns nicht getrauten, einen Laut zu geben, aus Furcht, uns den Feinden dadurch zu verrathen, so konnte ich sie auch nicht mehr finden. Stelle dir vor, wie ich jammerte um euch. Als es Tag wurde, sah ich mich allein, und kam bald an das Ende des Waldes. Von deiner Mutter keine Spur! Nie habe ich seitdem etwas von ihr erfahren können. Ich hatte in Deutschland bey Handelsfreunden bedeutende Summen gut, und reiste also unter großer Gefahr dahin, zog meine Gelder ein, und fieng wieder eine kleine Handlung in K. an, die unter Gottes Segen gediehen ist. Ich habe keine Kinder, meine Frau ist gestorben, du kannst nun bey mir die Handlung vollends erlernen. Gott sey Dank, daß Er uns wieder zusammengeführt hat!“

So erzählte mein Onkel, während ich stille Thränen weinte, und Gott meinen

Dank für Seine wunderbare Führung brachte. Spät kamen wir nach Elberfeld, und blieben dort über Nacht. Den folgenden Tag gieng's zu dem lieben Pastor. Wie der sich freute, und die Seinigen mit! Mein Onkel wollte ihm Alles erstatten, was er auf mich verwendet hatte. Er nahm aber nichts an. Nach einem Aufenthalt von zwey Tagen verabschiedeten wir uns unter tausend Thränen. Meine Harfe und Bibel wurden aufgepackt, und nun reisten wir in den Wohnort meines Onkels.

Lobe den Herrn, meine Seele! und was  
in mir ist, Seinen heiligen Namen!

Lobe den Herrn, meine Seele! und vergiß  
nicht, was Er dir Gutes gethan hat!

---